

4. Jahrgang Nr. 14 15. April 1911



phot. Fr. Mielert in Sprottau

Die beiden Kirchen von Wahlstatt

Die Mongolenschlacht bei Wahlstatt

Das unweit Liegnitz gelegene Wahlstatt und mit ihm zahlreiche andere Orte unserer Heimatprovinz gedachten in den ersten Apriltagen mit heimlichem Grauen jener just 670 Jahre zurückliegenden Schreckenszeit, da die „gelbe Gefahr“, die seit den Jahren der Völkerwanderung die Gebiete des Abendlandes nicht wieder bedroht hatte und daher völlig vergessen worden war, zum zweiten Male über die blühenden Gefilde Schlesiens hereinbrach und die jungaufstrebende deutsche Kultur in ihrer Entwicklung aufs äußerste bedrohte. Bei der Spärlichkeit der Quellen, die sich mit den Begebenheiten jener Tage beschäftigen, darf es uns nicht wundernehmen, daß die Sage sich vielfach des willkommenen Stoffes bemächtigt hat. „Wahrheit und Dichtung“ erscheinen daher gerade betreffs des Erscheinens der Mongolenhorden in Schlesien oftmals so miteinander vermischt, daß es wohl kaum jemals gelingen wird, beide völlig voneinander zu trennen.

Als Ursache des Auftauchens der tatarischen Banden in Osteuropa nimmt die Geschichte nüchterner Weise an, daß es wohl an erster Stelle die infolge der Armut des Landes doppelt fühlbare Uebervölkerung ihres Mutterlandes war — der Gebiete des mittleren Asiens, wo um 1200 ein gewaltiges mongolisches Reich entstanden war —, die den darbenden Volksüberschuß zu seinen Zügen veranlaßte. Wander- und Beutelust mögen natürlich als fördernde Kräfte mitgewirkt haben. Sicher ist, daß um 1220 gewaltige Scharen des gelben Volkes durch die große Völkerpforte in das östliche Rußland einfielen. Der Tod ihres tapferen Führers Tschingis-Chan (1227) hinderte ihr weiteres Vordringen nicht. Ogodai, des letzteren Sohn und Nachfolger, setzte die Eroberungen vielmehr mit großem Erfolge fort. 1240 fiel Kiew, und nun ergoß sich die gelbe Völkerflut über das Polenreich. Während ein Teil dieser Heereswoge im Nordosten Krakaus eine eilig zusammengeströmte, polnische Armee vernichtete, wandte sich ein anderer nach dem benachbarten Schlesien. Die Sage ist mit dieser Sachlage nicht zufrieden. Sie hält den Einfall der Mongolen für einen Rachezug, der nur Schlesien und insonderheit dem Städtchen Neumarkt galt. Einige Bewohner Neumarkts sollen dieser Sage nach die Lieblingsgemahlin des mächtigen Tatarenfürsten Batu, die auf ihrer Reise nach dem kultivierten Westen dort zu übernachten gedachte, ermordet und ihrer Schätze beraubt haben, worauf Batu seinen Feldherrn Peta als Werkzeug seiner Rache aussandte. Die Sage setzt allerdings triumphierend hinzu, daß gerade der Handstreich der Mongolen auf Neumarkt mißglückt sei. Die Frauen und Mädchen der Stadt sollen, dem Rate der Männer folgend, die Mongolen durch Liebenswürdigkeit geködert und durch List in die Keller der Häuser gelockt haben. Dort wurden die Verratenen eingeschlossen und einzeln durch die Männer Neumarkts, die sich bis dahin verborgen gehalten hatten, niedergemacht.

Die Mongolen machten dem Namen, den ihnen die Abendländer gegeben (Tataren-Ausgeburten des Tartarus) alle Ehre. Während eines nur Wochen dauernden Aufenthaltes in Schlesien legten sie einen großen Teil aller Siedlungen in Asche. Bei Oppeln erzwangen sie sich nach heftigem Kampfe gegen die Herzöge Mesko und Wladislaus den Uebergang über die Oder. Die geängstigten Bewohner Breslaus verbrannten ihre Stadt und verteidigten sich erfolgreich in der herzoglichen Burg, die auf einer Oderinsel lag. Die Tataren, die ihrem ganzen Wesen nach der langsamen Kriegführung abhold waren, ließen sich auf eine lange Belagerung nicht ein und zogen in der Richtung nach Liegnitz ab. Die Sage (siehe S. 395) läßt allerdings auch bei diesem Abzuge wieder den Finger Gottes eingreifen. Bei Liegnitz hatte Herzog Heinrich II, der Heilige, der Sohn der heiligen Hedwig, ein Heer zusammengezogen. Anscheinend hatte er diesen Punkt gewählt, weil er die Ankunft eines böhmischen Hilfsheeres erhoffte. Sein Schwager, König Wenzel, hatte ihm Unterstützung zugesagt. Durch Kreuzfahrer, Ordensritter und zugeströmte Reste der polnischen und oberschlesischen Truppen wurde die Schar seiner Streiter auf etwa 30 000 Mann verstärkt. Der Herzog hatte seine Gemahlin Anna und seine Mutter Hedwig nach der festen Burg Krossen geleiten lassen, seine vier Söhne dagegen hatte er bei sich behalten und der Sage nach unter den Schutz des Liegnitzer Burgvogts Niklas von Zeltsch gestellt. Am 9. April 1241 gerieten die beiden Heere auf den Gemarkungen der heutigen Orte Wahlstatt, Nikolstadt und Kniegnitz aneinander. Nach einer Lesart hatte der Herzog den Feind hier erwartet, nach einer anderen hatten ihn die Mongolen hier gestellt, nachdem es ihm gelungen war, das Liegnitz belagernde Heer zu durchbrechen. Heinrich teilte die Seinen in fünf Haufen. Den ersten, der sich hauptsächlich aus deutschen Kreuzfahrern zusammensetzte, und an dessen Spitze gegen 600 Goldberger Bergleute unter Führung ihres Zechenmeisters Zacharias Tobler fochten, befehligte Boleslaus von Mähren. Polnische Scharen unter ihrem Herzoge und Oberschlesier unter Mieslaus von Oppeln bildeten den zweiten und dritten Haufen. Die beiden letzten, die den starken Rückhalt bilden sollten, vereinigten die Blüte der Ritterschaft Schlesiens und Polens unter des Herzogs eigenem Befehl und die vereinte Macht der Ritterorden unter der Führung Poppos von Osterna, des Landmeisters der Deutschritter. Haufen auf Haufen trat in den Kampf ein, um nach erbitterter Gegenwehr zu erliegen. Nach stundenlangem Kampfe war die Niederlage der Heldenschar entschieden. Die meisten der Führer, unter ihnen Herzog Heinrich, Poppo von Osterna und der Burgvogt von Löwenberg, waren gefallen. Die Niederlage soll der Sage nach durch Verräter und durch eine seitens des Feindes erstmalig angewendete, Entsetzen auslösende Kriegsmaschine verursacht worden sein. Die Frommen schieben einen Teil der Schuld dem Herzoge selbst zu, der vor Kampfungeduld die Messe in der Frauenkirche zu Liegnitz vorzeitig abgebrochen hatte und deshalb beim Verlassen des Gotteshauses der Legende nach beinahe von einem herabstürzenden Steine erschlagen worden war. Die Leiche des Herzogs, der die Feinde das Haupt abgeschlagen hatten, wurde später von der aus Krossen herbeigeeilten Herzogin Anna aufgefunden und an den sechs Zehen des einen Fußes erkannt. An der Stelle, wo sie lag, erbaute die hl. Hedwig später die Kirche zu Wahlstatt. Unsere Leser finden sie auf dem Bilde auf S. 369 (links). Die Kirche dient gegenwärtig dem evangelischen Gottesdienste. Die zweite auf dem erwähnten Bilde sichtbare Kirche ist die ehemalige Klosterkirche der Benediktiner. Sie enthält prachtvolle Deckengemälde. Eines derselben stellt die Auffindung der Leiche Herzog Heinrichs vor (Bild S. 371). Die sterblichen Ueberreste des heldenmütigen Fürsten wurden in der von ihm gestifteten Jakobskirche, der heutigen Vinzenzkirche, in Breslau beigesetzt.

War der Widerstand der Deutschen auch vergeblich gewesen, so hatte er doch den Feind derartig geschwächt, daß dieser von einem weiteren Vordringen Abstand nahm und sich über Jägerndorf und Troppau nach Mähren und Ungarn wandte. Zwar gingen noch Jauer, Striegau, Schweidnitz und Nimptsch ganz oder teilweise in Flammen auf, aber ein Versuch, Glatz zu überrumpeln, mißlang. Noch heut leben Sagen im Munde der Leute, die sich mit jenem Rückzuge der Tataren am Fuße der Sudeten entlang beschäftigen. So spricht man noch jetzt von der mutigen Tat des Ritters von Scharfeneck, der die Burg Kynast gegen die Tataren verteidigt und viele der Heiden in dem sogenannten Frauenteiche am Fuße der Burg ertränkt haben soll, wo man noch vor



phot. Fr. Mielert in Sprottau

Die Auffindung der Leiche Herzog Heinrichs II
Deckengemälde über der Orgelempore der kath. Kirche in Wahlstatt

kurzem die kleinen Hufeisen der mongolischen Streitrosse gefunden haben will. M. M.

* * *

Im Anschluß an obigen Aufsatz bringen wir in Beilage Nr. 28 eine Abbildung des Klosters Wahlstatt nach einer Zeichnung Theodor Blätterbauers aus dem Jahre 1891. Eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses Künstlers ist vor kurzem im 3. Heft der Mitteilungen des Geschichts- und Altertums-Vereins in Liegnitz von Professor Dr. Ernst Pfudel auf S. 193 bis 237 erschienen, reich illustriert durch Wiedergabe von Zeichnungen Blätterbauers und von Holzschnitten, für die er die Vorlagen für verschiedene Verlagswerke gezeichnet hat. Die größte Sammlung von Zeichnungen und Aquarellen alter Schlesischer Kunstdenkmäler Blätterbauers, zu der auch die abgebildete Federzeichnung gehört, besitzt das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau. Sie wurden teilweise bei Lebzeiten des Künstlers erworben; der größte Teil fiel dem Museum 1906 beim Tode des Künstlers als Vermächtnis zu.

Altertümer Ausgrabungen

Einen wertvollen Fund machte am 19. März Gemeindevorsteher Exner in Stolzenberg bei Lauban. Beim Graben stieß er in einer Tiefe von einem halben Meter auf ein Gefäß, das 350 Silbermünzen enthielt, die fast alle aus der Zeit Johanns von Böhmen (1310 bis 1346) stammen. Die Münzen sind aus Silber und haben verschiedene Größen. Am folgenden Tage fand man neben der Fundstelle ein uraltes Tongefäß ohne Inhalt.

Der Hausbesitzer Wollschläger in Brieg läßt gegenwärtig das Gasthaus zur „Schloßarende" umbauen und durch einen Anbau erweitern. Beim Ausschachten des Grundes stieß man im Hofe, der an die Hedwigskirche grenzt, und in dem früheren Hausgärtchen am Breslauer Torplatze auf gemauerte Grüfte. Zwischen den vermoderten Sargresten fand man menschliche Gebeine, auch Reste von Rosenkränzen, Kreuzen, Kettchen und metallenen Heiligenbildern. Ein Grabstein zeigte die Ruhestätte der Ehefrau eines herzoglichen Kochs an, ein anderer Grabstein wies ein Wappen auf. Beide Steine sind dem Brieger Altertumsmuseum überwiesen worden.

Gedenktafel

In der Minoritenkirche in Glatz ist zur Ehrung der in den Kämpfen in Südwestafrika und China auf dem Felde der Ehre gebliebenen Glatzer Krieger eine Erinnerungstafel am Ausgange der Sakristei angebracht worden. Garnisonpfarrer Meier segnete die Tafel während des Militärgottesdienstes am 19. März ein.

Sitte und Brauch

Ostergebräuche im schlesischen Gebirge. Der liebliche Palmsonntag zog ins Land, und mit ihm kam der Frühling. In den katholischen Gegenden Schlesiens bringt das Volk am Morgen des Palmsonntags dicke Sträuße von blühenden Weidenzweigen zur Kirche, die mit ihren grauen Kätzchen und goldgelben Räupchen hier die Palmzweige des Morgenlandes vertreten müssen, wie dies im südlichen Europa die Oelzweige tun. Ganze Körbe voll solcher „Palmen" stehen zu Seiten des Altares und werden durch Gebet geweiht, um zu Haus an die Heiligenbilder gesteckt, oder über die Haus- und Stalltüren genagelt zu werden, wo sie Segen bringen sollen.

Eine geheimnisvolle Woche beginnt mit dem Palmsonntag, die „Kar-" oder „Marterwoche". Der „blaue Montag", der „gelbe Dienstag" und der „krumme Mittwoch" sind die Vorläufer des „grünen Donnerstags", mit dem die Trauerzeit um den Tod des Weltheilandes ihren Anfang nimmt. Der „grüne Donnerstag", der

seinen Namen schon seit dem 13. Jahrhundert führt, bringt allerlei Volksbräuche mit sich, in denen Heidnisches sich mit Christlichem vermengt. Ehemals war er der Tag der „Grünen", der Büßer, die, der Kirchenstrafen ledig, nun wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wurden und so gleichsam als neugrünende Sprossen dem kirchlichen Leben wiedergegeben waren. In unbewußter Anlehnung daran sucht das Volk am Gründonnerstag allerlei grüne Frühlingskräuter, die als heilkräftig angesehen werden, Gundermann, Nesseln, Kümmel, Sauerampfer u. a. und kocht sie zur Suppe oder bäckt davon den „Pfannkäs", einen mit den gleichen Kräutern zubereiteten Eierkuchen, der, neben den Honigsemmeln, als „Fastengericht" geschätzt wird.

Ferner bringt der Gründonnerstag das allbeliebte „Eierklappern". Zahlreiche Schuljungen gehen des Morgens von der Schule aus mit hölzernen Klappern, ähnlichen, wie sie die Kirche an den beiden letzten Tagen der Karwoche anstatt der Klingeln gebraucht, von Haus zu Haus. Ueberall ihre Klappern schwingend, vollführen sie vor jeder Haustür einen Höllenlärm, bis man ihnen ein paar Eier in ihren Korb oder einige Groschen in ihre Büchse legt. Es ist dies Klappernlaufen der Jungen ein Symbol für den Gang des Herrn von Pontius Pilatus zu Herodes, wo er von der lärmenden Volksmenge begleitet ward.

Hartgekochte, buntbemalte „Maleier" werden am Gründonnerstag in Gras und Büschen versteckt für die Kinder und an das Hausgesinde, an Verwandte, Freunde und Arme verschenkt.

Das junge Mädel erhält von seinem Schatz als Gegengabe für die ihm am „Totensonntag" (dem 4. Fastensonntag) verehrte „Todsemmel" ein „Malei" in Gestalt eines bunten Seidenbandes, eines hübschen Tüchleins oder eines kleinen Schmuckstückes.

Während am Nachmittag des Gründonnerstags alt und jung unter Gebet und Singen, wobei an jedem Kreuz, bei jeder Kapelle Halt gemacht wird, die Felder umzieht, wandert wohl manch eine Alte in ihrem felsenfesten Glauben noch in den „Busch" (Wald), um dort im feuchten, oft noch schneebedeckten Grase niederkniend, für ihre Kinder und Enkel den „Schlangensegen" zu sprechen:

„Heut ist's Gründonnerstag,
Natter und Schlange vor mir erschrak,
Gott hilf, wenn sie mich sehn, hör'n oder riechen,
Daß sie sich alle vor mir verkriechen!"

Unter stillem Gebet wird von Donnerstag abends bis Sonnabend nachmittags das „hl. Grab" in der ständig offenen Dorfkirche besucht. Es ist an einem Seitenaltar zwischen Fichtengrün, Papierrosengirlanden und geheimnisvoll-feierlich durch große, bunte, mit Wasser gefüllte Kugeln leuchtenden Lämpchen, nach ländlichem Geschmack aufgebaut, und ein tiefes Schweigen, eine feierliche Stille durchströmt das ganze Kirchlein. In einer Felsengrotte ruht der Leib des Herrn, und darüber baut der Altar sich auf, auf dem hinter brennenden Kerzen die weiß und dicht verschleierte Monstranz schimmert. Welche Andacht auf den Gesichtern der Beter! Wie manche Wehmutsträne rinnt über die gefurchten Wangen! Mit welch heiliger Scheu lassen sich die kleinen Kinder vorn an das grüne Gitterlein schieben, das das Grab von dem Kirchenschiff trennt!

Das fromme Gebet des Karfreitags muß am Karsamstag, an dem in der Kirche das Feuer, das Taufwasser und die Osterkerze — dies Symbol des Herrn als des Lichtes der Welt — geweiht werden, dem weltlichen Treiben weichen, das den Vorbereitungen zur Osterfreude dient. In allen Höfen sieht man die Backöfen rauchen; überall werden Kuchen getragen, wird geweißt, gescheuert und geputzt.

In der Osternacht um 3 Uhr früh, ehe noch der Tag zu grauen beginnt, wird es schon lebendig auf den Feldern; es wird die Auferstehung des Herrn mit Freudenfeuern begrüßt, Schüsse knallen aus den Büchsen der jungen Burschen, und eine große Menge der einheimischen Besitzer zieht singend und betend, zuweilen sogar von der dörflichen Musikkapelle begleitet, um die Felder; erst auf der einen Seite des Dorfes entlang, dann auf der andern, gewöhnlich dort, wo die Grundstücke der Nachbargemeinden anstoßen. Beim Vorüberkommen steckt jeder Besitzer einige der geweihten „Palmen" nebst drei aus geweihtem Holz geschnittenen Kreuzlein in seine Saat in der Hoffnung, dadurch den Segen des Himmels auf seine Fluren zu lenken. Wer könnte sich auch so unmittelbar in Gottes Hand fühlen, als gerade der Landmann!

Auch die Mädchen sind an diesem freudigen Morgen nicht daheim geblieben. Stillschweigen bewahrend, schreiten sie mit Krügen, Eimern und Kannen im Dunkeln dahin, um Osterwasser vom Waldquell oder aus „der Bache" zu holen; nur fließendem Wasser darf es entnommen werden. Wer sich mit solchem in der Osternacht geholten Wasser wäscht, ohne sich nachher abzutrocknen, wird nach dem Volksglauben von Fieber, Ausschlag und allerlei Gebrechen frei, wie auch das Wasser noch nach Jahren denselben Wohlgeschmack und die gleiche Wunderkraft haben soll. Beim Rückweg wird gezaudert, bis die Sonne aufgeht, um von einer Höhe aus „das Osterlamm in der Sonne springen zu sehen!"

Erst am zweiten Osterfesttag, wenn die kirchliche Feier der Osterfreude abgeschlossen ist, endigt in katholischer Gegend die für Tanzmusik geschlossene Zeit. Dann beginnt eine der Urkraft der Landbewohner angemessene, oft überschäumende Festfreude sich breit zu machen, deren Lustbarkeiten immer mehr und mehr von städtischem Einfluß durchsetzt sind, der leider die alten Bräuche unserer Landvolkes zu ersticken droht.

M. Seydel in Brieg

Der Tallsackmarkt in Warmbrunn. In Warmbrunn, dem bekannten Kurorte am Fuße des Riesengebirges, besteht seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts die Sitte des sog. Tallsackmarktes am Palmsonntag, ein Markt, der sich von anderen stets dadurch unterschied, daß auf ihm nur Wachskerzen-, Bilder-, Rosenkranzhändler und Pfefferküchler feilhalten durften. Zwar wuchs mit der Zeit der Tallsackmarkt aus seinem engen Rahmen heraus und wurde ein regelrechter Jahrmarkt, doch sein merkwürdiger Name und die ursprüngliche Tendenz erhielten sich in der Beibehaltung und Wertschätzung der Tallsäcke. Dies sind recht drollige, verschieden große Figuren aus Semmelteig, die, so kunstlos sie scheinen, doch immer noch weit mehr „Kunstwert" besitzen als unsere, heut üblichen Pfefferkuchengestalten, abgesehen davon, daß die Tallsäcke seit Jahrhunderten stets in derselben, überlieferten Form hergestellt werden. Welche Komik offenbart sich nicht oft in den kunstlosen Gebilden! Man sehe sich nur die Gesichter des mittleren Trios an und beachte, wie die beiden Männlein ihre in sie hineingebackenen Hühnereier umschlingen. Die Schnauzbärte, übrigens echt schlesische, sind keck durch Teigklexchen gebildet, die Nasen und der Mund (auch bei der Riesendame) durch Mandeln, die Augen, Knöpfe usw. durch Rosinen. Die beiden äußern Gestalten scheinen wohl Rittersleute vom Kynast oder der Lähnhausburg zu sein, die beiden „Eiermännel" aber sind schlichte Bauersleute, während die Riesendame, deren Herkunft am dunkelsten ist, durch ihre pompöse Tracht den Patrizierstand zu verkörpern scheint. Es ist üblich, daß jeder den Palmsonntagmarkt zu Warmbrunn besuchende Ehemann, wenn sonst nichts, so doch bestimmt einen Tallsack seiner Eheliebsten, und ebenso jeder Bursche seinem Schatz einen solchen mitbringt. Das Mädchen verehrt dafür dem Spender des Tallsacks ein „Richel" (Blumensträußchen). Während sonst alte Sitten im Schwinden begriffen sind, erfreut sich der Warmbrunner Tallsackmarkt ungeschwächter Beliebtheit und scheint eher von

neuem zuzunehmen. Zählte man doch schon über 10 000 Besucher, und müssen doch manche Bäcker schon acht Tage vorher mit dem Backen der in Unmassen feilgebotenen und begehrten Tallsäcke beginnen. Seit etwa 90 Jahren werden Tallsäcke auch in Lähn, Löwenberg, Liebenthal, Greiffenberg gebacken. Nach dem Ursprung des Tallsack ist schon verschiedentlich geforscht worden, so durch Prof. Dr. Rosenberg, den Germanisten Weinhold usw. Nach ihnen ist es wahrscheinlich, daß die Sitte, Menschengestalten aus Teig zu formen, ihren Ursprung in der Umwandlung einer Sitte der heidnischen Vorzeit hat, wo an gewissen Festen Menschenopfer dargebracht wurden. Der Name Tollsack selbst bedeutet einen ungeschickten, einfältigen Kerl, einen „dalketen Bua," wie man in deutschen Alpenländern sagt. Tallen heißt soviel als stammeln, unbeholfen reden, und die Silbe Sack hat gleichfalls die Bedeutung von etwas Ungeschicktem, ähnlich wie in den schlesischen Worten Labersack, Marsack."

Fritz Mielert in Sprottau



phot. Fr. Mielert in Sprottau

„Tallsäcke"

Gartenbau

Mit einem Kostenaufwande von ungefähr 58 000 Mark hat die Stadt **Görlitz** eine neue Gewächshausanlage zu Gärtnereizwecken des Parkes und des Friedhofes erbaut. Die Anlage ist auf einem etwa fünf Morgen großen Teil des früher Langeschen Grundstückes, welches im Jahre 1908 von der Stadt angekauft wurde, errichtet worden und besteht aus zwei Teilen, dem Kalt- und Warmhaus, denen sich zu beiden Seiten flügelartig fünf Räume anfügen, die der Kultur und der Ueberwinterung dienen: zwei Warmhäuser, ein temperiertes Haus, ein Kalthaus und ein Vermehrungshaus. Wände und Dach der Anlage sind in starkem Rohglas ausgeführt und halten eventuell einen kräftigen Hagelschlag aus, gewähren auch genügend Schutz gegen Kälte, sodaß ein Versetzen, bzw. ein Bedecken durch Bretter im Winter überflüssig ist. Lüftung und Heizung (Warmwasserheizung) sind nach den neuesten Erfahrungen hergestellt und bequem zu handhaben und zu regulieren. Zwecks besserer Belichtung bestehen die oberen Stellagen aus Glasplatten. Die Umgebung der Gewächshausanlage dient der Errichtung von gärtnerischen Kulturen und Frühbeeten.

S. H.

Forstwirtschaft

Eine Riesenarbeit der Waldwirtschaft. Waldverwüstungen kommen infolge verschiedener Ursachen leider auch in Deutschland noch sehr häufig vor. Sie nehmen oftmals in wenigen Stunden einen gewaltigen Umfang an. Waldungen, die zu ihrem Aufbau ein Jahrhundert gebrauchten, gleichen manchmal in wenigen Stunden einer Wüste, wo die Bäume, entwurzelt und durchbrochen, beieinander und aufeinander gelagert sind. Eine solche Waldverwüstung entstand am 23. Oktober 1907 im Isergebirge, im oberen Gebiet des Zackens. Hier wurde in wenigen Stunden durch einen von Süden heranziehenden Sturm in einer Längen-Ausdehnung von etwa zwei Stunden eins der schönsten Waldgebiete verwüstet. Wenn man von Oberschreiberhau etwa unterhalb des Hochsteins ab die alte Zollstraße, die nach der früheren Michelsbaude führt, verfolgt, kommt man durch ein Gebiet, wo rechts und links vom Wege der Sturm die Bäume entwurzelt und wahllos durcheinander geworfen hat. Wand an Wand sieht man aufgetürmt; jede Wand bezeichnet das Wurzelfeld eines Baumes, das dieser bei seinem Fall mit herausgerissen hat. Hier wieder Ordnung zu schaffen, d. h. die umgeworfenen und abgebrochenen Bäume wegzuschaffen, ist eine Riesenarbeit, die der Gräflich Schaffgotsch'schen Forstverwaltung obliegt. Seit drei Jahren bereits arbeiten viele Waldarbeiter an der Aufräumung, und es kann vielleicht noch ein Jahr vergehen, ehe all



phot. Fr. Mielert in Sprottau

Der Austausch der Tallsackmarktgeschenke


phot. Dr. A. Pflug in Berlin

Eine Windbruchstelle im Isergebirge

die umgeworfenen Bäume bewaldrechtet sind; aber es werden Jahrzehnte vergehen, ehe die Spuren dieser Waldverwüstung wieder verwischt sein werden.

Die gewöhnliche Zahl der in jener Gegend ansässigen Waldarbeiter reichte nicht hin, um die ungeheure Arbeit des notwendig gewordenen Holzeinschlagens zu bewältigen, trotzdem in den letzten beiden Jahren auf jeden regelmäßigen Waldabtrieb verzichtet wurde. Man holte daher Waldarbeiter aus Bayern, die in großen Trupps ankamen, im Walde selbst ihre Zelte aufschlugen und nun von frühmorgens bis zur untergehenden Sonne mit Axt und Säge Ordnung schafften. — Diese bayrischen Waldarbeiter, die ein ganz besonderes Geschick und eine bewundernswerte Ausdauer besitzen, bilden zur Zeit eine Sehenswürdigkeit sowohl in ihrer Arbeit, wie in ihrer Ruhe und ihrem Genießen. Im Unterschied von den angesessenen Waldarbeitern genießen sie vorzugsweise Fleisch und vertilgen eine Unmenge Bier. Fragt man, wo die Bayern arbeiten, so erhält man die charakteristische Antwort: „Dort, wo am Wege die Bierfässer liegen.“ So an die 15 bis 20 Glas Bier bewältigt so ein Holzhauer den Tag über. Es gelang uns, durch ein sumpfiges Gebiet an eine solche Arbeiterkolonne heranzukommen, als sie sich eben anschickte, ein Fäßchen Bier auszutrinken. Es sind fast lauter junge Burschen, von denen jeder den Tag gegen 8 bis 10 Mark verdient. Sie brauchen, da sie im Walde an der Arbeitsstätte wohnen und schlafen, nicht einen stundenweiten Weg gleich den angesessenen Arbeitern zurückzulegen und können des Morgens frisch an die Arbeit gehen. Das verwüstete Gebiet wurde in Schläge eingeteilt, von denen jedesmal ein Schlag zwei miteinander arbeitenden Waldarbeitern überwiesen wurde. Das eine unserer Bilder zeigt einen solchen Schlag, das zweite zeigt eine Gruppe der bayrischen Holzfäller.

Ist das Holz bewaldrechtet, so wartet es auf seine Abfuhr. Zur Zeit liegen ungeheuer viele Holzstämme umher, und viel Brennholz wurde aufgeschichtet. Sächsische Holzhändler sind es, die das Holz aufkaufen und abfahren lassen, zunächst nach dem Bahnhof Ober Schreiberhau. Das hier beschriebene Waldgebiet ist in seinem gegenwärtigen Zustande eine Sehenswürdigkeit und zeigt, welch eine furchtbare Verwüstung ein Sturm in einem Walde verursachen kann, und welch ungeheuere Arbeit dazu gehört, um in solch eine Waldverwüstung wieder Ordnung zu bringen.

Dr. A. Pflug in Berlin

Aus der Sammelmappe

Warum die Peterwitzer Bauern keine spitzigen Messer tragen durften. In dem „Phoenix Redivivus Ducatuum Suidnicensis et Jauroviensis“ (Der wieder lebendige Phoenix der beiden Fürstentümer Schweidnitz und Jauer) vom Jahre 1667 wird eine Episode berichtet, durch die eine Redensart entstand, die heute noch *im Gange ist.* Von den Peterwitzer Bauern (gemeint ist Peterwitz, Kreis Jauer), behauptet man heute noch scherzhafter Weise, daß sie keine *spitzigen Messer tragen* dürften. Der geschichtliche Hintergrund dieser Redensart ist nach obigem Werke folgender:

„Im Jahre 1527 im April fielen die aufrührischen Bauern zu Peterwitz zu *Nacht* in die Königliche Burg zu Jauer mit dem boßhafften Vorsatz, den damaligen Landes-Hauptmann *Hansen von Seydlitz auf* Schönfeld mit Messern hinzurichten und zu ermorden. Aber ihr leichtsinniger *Anschlag ist ihnen* mißgelungen; denn die vier öberste Aufwickler und Vorgänger wurden ertappt, nach Schweidnitz geführet und enthauptet. Ihre Mitgesellen mußten von Peterwitz herein biß zu der Brücke kommen, sich daselbst biß auf das Hemde ablegen, den Leib *umgürten, einen Stab in die Hand nehmen und* von dannen allesampt auf den Knien biß auf die Königliche Burg fortrutschen; allwo sie ihre Schuld, Missethat und Verbrechen dem Herrn Landes-Hauptmann auf der Erde kniende abgebeten und Verzeihung ihrer Sünde begehret. Worauf man ihnen angedeutet, daß keiner unter ihnen bey hoher unnachbleiblicher Straffe durch zehen *Jahre lang sich* eines *Messers mit* einer *Spitzen* gebrauchen sollte.“

F. Anlauf in Kolbnitz, Kreis Jauer

Musik

Liegnitz, das unter den schlesischen Musikstädten sich nicht geringen Rufes erfreut, hörte kürzlich eine wertvolle Novität, Wilhelm Rudnicks Oratorium „Jesus und die Samariterin,“ das der Liegnitzer Chorgesangverein unter Leitung des Komponisten am 13. März zum ersten Male aufführte. Die anziehende biblische Episode von der Begegnung Jesu mit der Samariterin am Brunnen war Wilhelm Rudnick ein Vorwurf, in den er sich mit ganzer Seele vertiefte, so daß seine Musik überall zutreffendster Ausdruck des Textes wurde. Der Komponist stellt sich als Sechzigjähriger mit diesem Werke das beste Zeugnis geistiger Rüstigkeit aus. Schon die Erst-Aufführung verlief gelungen und wurde wesentlich gehoben durch die heimischen Solisten Bassist Höper (Jesus) und Altistin Ella Lenz (Samariterin). Das Interessante und Neue an dem Werke ist, daß Rudnick darin *zum ersten Male in größerem Umfange moderne Schreib*weise bekundet. K. Sch.

Sport

Der Breslauer Schwimmklub „Silesia“ feierte im März sein zehnjähriges Bestehen durch ein internationales Wettschwimmen, in dem die Breslauer Schwimmer von neuem ihre Ueberlegenheit zeigten. Die auswärtigen



phot. Dr. A. Pflug in Berlin

Bayrische Holzfäller im Isergebirge

Schwimmgrößen aus Wien, Budapest, Berlin usw. mußten sich ausnahmslos den Breslauer Schwimmern beugen. Als eine befremdliche und den Sport schädigende Erscheinung mußte man konstatieren, daß die Konkurrenzen von auswärts weniger als sonst beschickt wurden. Es ist dies erst auf die schwere, gefürchtete Konkurrenz der Breslauer Schwimmer zurückzuführen. Von den Breslauer Schwimmern stehen zur Zeit Kunisch vom Schwimmklub Silesia und Bothe vom Alten Schwimmverein an erster Stelle. Kunisch gewann bei dem Jubiläumsschwimmen seines Klubs am 25./26. März das Ermunterungsüberhandschwimmen vor Schuh aus Wien, ferner die „kurze Strecke" vor Brandstetter aus Wien und das Hauptschwimmen vor Wiesner (Silesia, Breslau) und Arendt aus Berlin. Bathe wurde das Seniorbrustschwimmen zugesprochen, und er gewann mit seinen Klubgenossen Möller, W. und M. Binna die Seniorstafette vor Silesia, Breslau, die sich die Staats- und die Stadtpreisstafette konkurrenzlos holte, da die zur Konkurrenz gemeldeten Ungarn nicht antraten. Die Juniorenstafette gewann Schwimmklub Borussia, Breslau, dessen guter Juniorschwimmer Pusch auch zwei Ermunterungsschwimmen und das Juniorrückenschwimmen gewann. Der Neue Schwimmverein, Breslau, gewann u. a. die Jugendstafette und das Seitenschwimmen. Eine hervorragende Leistung zeigte Zeltsch (Silesia) im Tellertauchen. Auch die Provinz errang einen hübschen Sieg mit Habel vom Schwimmverein Neustadt O.-S., der das Jugendbrustschwimmen gewann. In den Hauptspringkonkurrenzen begegneten sich nur Auswärtige und zwar Hoof (Leipzig), Zurner, (Hamburg) und von Böhme (Dresden), alle Springer von Klasse, und man konnte daher manchen schönen Sprung sehen. Der Dresdener reicht ja an die anderen noch nicht ganz heran, aber er ist der „kommende" Mann. Hoof und Zurner sind zur Zeit fast gleich; der erstere hat seinen Höhepunkt erreicht, der andere scheint sich noch zu verbessern. Zurner gewann denn auch das Kürspringen vor Hoof, dieser dagegen das Seniorspringen. Damit fiel auch der Vereinsmehrkampf dem von Hoof vertretenen Schwimmklub „Poseida" (Leipzig) zu. Im Erstspringen siegte Kuhn, Silesia (Breslau). G. H.

Persönliches

Fern von der schlesischen Heimat, der er trotz jahrzehntelangen Fernseins noch immer das wärmste Empfinden bewahrte, starb am 3. Dezember vorigen Jahres der erste und größte Vertreter des Deutschtums in Nordbrasilien, **Franz Wagner** in Bahia. Ein geborener Breslauer, ging er nach beendeter kaufmännischer Lehrzeit ins Ausland. Drüben in der internationalen Handelszentrale Bahia fand er bald ein so reiches Feld für seine vielseitige kaufmännische Begabung, daß er sich dauernd dort niederließ und sich als umsichtiger, verläßlicher Makler einen geachteten Namen unter den großen Ueberseekaufleuten und Rhedern erwarb. Da er sich seines Berufes wegen naturalisieren lassen mußte, wurde er nach nicht langer Zeit zum deutschen Senator und später für lange Jahre zum Präsidenten der Junta Commercial (Handelskammer) gewählt. Für das allgemeine Wohl tat er sich auf allen Gebieten hervor, besonders zur Zeit des Aufstandes in Bahia. Er rief damals, es war um die Jahrhundertwende, das „Comite Patriotico" ins Leben, wurde einstimmig zum Präsidenten gewählt und erzielte bedeutende Summen, die er verwandte, um dem schlechtverpflegten, brasilianischen Militär ausreichende Nahrungsmittel nachzusenden und für die Invaliden, Witwen und Waisen reichlich zu sorgen.

Die dankbaren Brasilianer haben ihm sein tatkräftiges Eintreten nicht vergessen. Ungeachtet seiner Anteilnahme an den wechselvollen Geschicken seiner neuen Heimat blieb er deutsch bis auf die Knochen, und jeder Landsmann, der ihn aufsuchte, konnte seiner liebenswürdigen Führung und seines Rates sicher sein.

Seine Landsleute verdanken seiner Anregung die Gründung des deutschen Hilfsvereins und die Errichtung eines zuerst deutschen, dann internationalen Fremdenkirchhofs in Brasilien, für dessen Ausgestaltung er seine ganze Kraft einsetzte. Bei allen Veranstaltungen aus deutschpatriotischen Anlässen war er in rühriger Weise tätig. Vor einigen Jahren erhielt er für seine großen Verdienste um das Deutschtum den roten Adlerorden 4. Klasse. Nun hat ein Herzschlag den rüstigen Siebziger aus seinem reichen und gesegneten Wirken abgerufen.

A. E. Schmidt in Breslau

In Kiel ist am 25. Februar der katholische Marine-Oberpfarrer und päpstliche Hausprälat **August Laubstein**, Stationspfarrer der Marinestation der Ostsee und erster katholischer Garnisonpfarrer in Kiel, gestorben. Von Geburt Schlesier (geboren 5. September 1845 in Nittritz, Kreis Grünberg) und 1868 zum Priester geweiht, wirkte er zunächst als Kaplan in Neusalz a. O. und Hennersdorf, wurde 1883 Kadettenpfarrer an der Groß-Lichterfelder Kadettenanstalt und war von 1889 ab als Divisionspfarrer bei der 30. bezw. 34. Division in Metz und von 1900 ab bei der 11. Division in Schweidnitz tätig, bis er am 25. März 1904 zum Marine-Oberpfarrer ernannt und Stationspfarrer in Kiel und 1907 zugleich erster katholischer Garnisonpfarrer daselbst wurde. Im

Juli v. J. wurde ihm die Würde eines Hausprälaten des Papstes verliehen.

In der Nacht vom 19. zum 20. März verstarb in Hirschberg plötzlich am Herzschlag der Justizrat Dr. **Avenarius**. Der Verstorbene bekleidete zahlreiche Ehrenämter und war auch Führer der dortigen Nationalliberalen. Von 1888 bis 1893 war er Landtagsabgeordneter für den Wahlkreis Löwenberg-Bunzlau.

Der einzige Ehrenbürger der Stadt Liegnitz, Rentner **Heinrich Cohn,** starb am Sonntag, den 19. März, im Alter von 85 Jahren. Heinrich Cohn war lange Jahre Stadtverordneter und in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit Stadtverordnetenvorsteher und Vertreter der Stadt Liegnitz im Schlesischen Provinzial-Landtage. Wegen hohen Alters legte er vor einigen Jahren seine Ehrenämter nieder.

In Steglitz ist der aus Schlesien gebürtige Professor Dr. **Max Gürke,** Kustos am Königlichen Botanischen Museum zu Dahlem, im 57. Lebensjahre gestorben. *Er stammte aus Beuthen a. d. Oder. Von seinen Lehrern* übte Professor Ascherson besonderen Einfluß auf seinen Studiengang aus. In seiner amtlichen Tätigkeit wurde er neben der Beschäftigung mit den fortlaufenden Ordnungsarbeiten im Herbarium mehrere Jahre hindurch mit den Funktionen des Kustos am botanischen Garten, zugleich mit der Wahrnehmung der Geschäfte der botanischen Zentralstelle für die Kolonien und mit der Aufsicht über das Schau- und Lehrmuseum betraut, dessen Ausgestaltung lange Jahre seine Haupttätigkeit bildete.

Auf eine 25 jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor konnte am 25. Februar der aus seinem fast 14 jährigen Wirken in Breslau als Universitätslehrer und Kanzelredner noch in bestem Andenken stehende Oberkonsistorialrat, Probst an St. Petri in Berlin, Dr. theol. et. phil. **Gustav Kawerau,** ord. Honorarprofessor in der Berliner theologischen Fakultät, zurückblicken. Professor Kawerau ist am 25. Februar 1847 zu Bunzlau in Schlesien geboren. 1870 wurde er Hilfsprediger an der Lukaskirche in Berlin, kam dann als Pastor nach Langheinersdorf und 1876 nach Klemzig. 1882 wurde er geistlicher Inspektor und Vorsteher des Kandidatenkonvikts am Kloster Unserer-Lieben-Frauen in Magdeburg. Am 25. Februar 1886 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor der praktischen Theologie in Kiel, von wo er 1894 nach Breslau übersiedelte. Hier wurde er Konsistorialrat, Mitglied des Königlichen Konsistoriums und Universitätsprediger. Im Herbst 1907 wurde Kawerau zum Probst an St. Petri in Berlin und zum Mitgliede des Evangelischen Oberkirchenrats ernannt. Zugleich trat er als ordentlicher Honorarprofessor in den Lehrkörper der Friedrich-Wilhelms-Universität ein. Kawerau ist Dr. theol. hon. causa von Halle und Tübingen und Dr. phil. h. c. von Gießen.

Am 1. April trat der Geheime Regierungs- und Schulrat **Karl Thaiß** auf seinen Antrag in den Ruhestand. Am 23. Oktober 1845 in Ratibor geboren, war er vom 5. Januar 1871 ab als Gymnasialoberlehrer in Neiße, Breslau und Glatz tätig, trat im Jahre 1878 in den Schulaufsichtsdienst über und verwaltete die Kreisschulinspektionen Falkenberg, Kattowitz und Beuthen O.-S. Im Jahre 1886 zum Regierungs- und Schulrat ernannt, wurde er der Regierung in Marienwerder überwiesen, von wo er im Jahre 1889 an die Regierung in Danzig *versetzt wurde. Der Kirchen- und Schulabteilung der* Breslauer Regierung gehörte er seit dem 1. April 1892 an und hat die internen Angelegenheiten für die sämtlichen katholischen Schulen des Regierungsbezirks bearbeitet. Bei seiner reichen Erfahrung in allen Fragen des Erziehungs- und Unterrichtswesens, seinem praktischen Blick in allen Verwaltungsfragen, seinem streng objektiven Urteil, das er namentlich auch in allen konfessionellen Fragen bekundete, und bei seinem großen Wohlwollen für die Lehrer muß sein Fortgang als ein schwer zu ersetzender Verlust sowohl für die Regierung wie für die Lehrerschaft anerkannt und bedauert werden.

Kleine Chronik

März

13. Ein orkanartiger Sturm richtet im Eulengebirge großen Schaden an.

14. Bei der Einfahrt in den Bahnhof Mittelsteine springen zwei mit Vieh beladene Wagen des Glatz-Neuroder Zuges aus dem Gleise und fahren daneben her. Ein Teil der Ladung wird verletzt.

14. Auf dem Bahnhofe in Kreuzburg gerät infolge Funkenauswurfs der Lokomotive ein Wagen Preßstroh in Brand und wird samt der Ladung vernichtet.

20. In der Nähe des Beuthener Stadtwaldes entgleist ein mit Erzen beladener Bahnzug.

21. Der mit 6000 Zentnern beladene Kahn des Schiffers Barfuß aus Melschnitz sinkt infolge Anstoßens an die Pfeiler der Oderbrücke in Neusalz.

21. Um die Mittagsstunde gehen am Südrande des großen Koppenteiches zwei gewaltige Lawinen nieder, die das 1/2 Meter dicke Eis durchschlagen.

24. In der Nacht zum 24. passiert der kaiserliche Sonderzug auf der Fahrt nach Wien den Breslauer Hauptbahnhof. Die Ankunft erfolgt 12 Uhr 30 Minuten, die Abfahrt fünf Minuten später.

25. In einem an der Weigelsdorfer Straße in Hundsfeld gelegenen Hause erkranken 23 Personen an Typhus.

26. In einem Laden des Hauses Moltkestraße 6 in Breslau findet eine Gasexplosion statt. Ein Verkäufer wird verletzt.

Die Toten

März

7. Herr Gymnasialdirektor Dr. Wilhelm Kersten, Görlitz.

8. Herr Fabrikbesitzer, Oberleutnant a. D. Ferdinand Alfred Walter, 52 J., Breslau.

9. Frl. Adelheid v. Lilienhoff-Zwowitzki, 75 J., Breslau.

13. Herr Kommissionsrat Paul Knorr, 68 J., Steinau.
Herr Major a. D. Friedrich Grottke, 74 J., Hirschberg.

14. Herr Landrat a. D. Freiherr v. Reiswitz-Kadersin (Wendrin).

15. Herr Stadtältester Joseph Huch, 70 J., Neiße.
Herr Rektor Carl Siegel, 58 J., Breslau.

16. Herr Amtsgerichtsrat Carl Engel, 48 J., Ober-glogau.
Verw. Frau Bürgermeister Anna Pfuhl, 81 J., Ziegenhals.

18. Herr Kgl. Kreisschulinspektor a. D. Franz Hieronymus Musolff, Breslau.
Frau Marie v. Bulmerincq geb. Freiin v. Bock-Hermsdorf, 74 J., Hirschberg.

19. Frl. Josephine v. Siegroth, 90 J., Schweidnitz.
Herr Justizrat Dr. Ludwig Avenarius, 60 J., Hirschberg.
Herr früh. Deichhauptmann, Oberamtmann Philipp Kupsch, 88 J., Breslau.

20. Herr Kgl. Forstmeister a. D. Hermann Heinrich Rothe, 74 J., Görlitz.

23. Herr Hotelbesitzer Adolf Thon, 51 J., Breslau.
Herr Amtsgerichtsrat Adam Valentin, Breslau.

25. Frau Margarethe v. Hornemann, Liegnitz.
Herr Kgl. Oekonomierat Emil Kroker, Oderwitz.
Herr Pastor Alfred Strauß, Kunzendorf Kr. Glogau.

26. Verw. Frau Landrat Constanze v. Schaubert, 88 J., Obernigk.
Herr Postdirektor Paul Trotte, Haynau.

27. Herr Dr. med. Eugen Joel, 47 J., Görbersdorf.

28. Herr Stadtrat Reinhold Hattwich, Oppeln.

29. Herr Kanzleirat a. D. August Bergel 68 J., Schweidnitz
Frau Rentiere Auguste Agath, 85 J., Breslau.



Der Väter Scholle

Roman von Paul Hoche (4. Fortsetzung)

So war nun einmal ihre Natur, wogegen sie wahrscheinlich selbst nichts ausrichten konnte, selbst wenn sie gewollt hätte. Man mußte sie eben nehmen, wie sie war.

Mit diesen Gründen hatte Richard sein Weib der Mutter gegenüber verteidigt, als er eines Abends in ihrem Stübchen saß und die Mutter die Rede auf Beate brachte.

Die alte Frau schien mit ihrer Schwiegertochter nicht recht zufrieden zu sein. Sie wußte sich Beatens Einsilbigkeit und ihren für eine junge Frau fast unnatürlichen Ernst nicht zu erklären. Bildete sich Beate auf ihre großstädtische Kultur so viel ein oder auf ihre großen Geistesgaben, daß sie die Leute auf dem Hofe glaubte gering schätzen zu dürfen? Fast schien es ihr so.

War es nicht unverantwortlich, daß sich die junge Frau so wenig um die Wirtschaft kümmerte, ja, nicht einmal die Aufsicht über die häusliche Tätigkeit des Gesindes führte? Oder wollte Beate gar dadurch zeigen, wie sehr sie überhaupt jede bäuerische Beschäftigung verachtete? Fast schien es der alten Frau, als hätte sie damit einen wirklichen Charakterzug Beatens getroffen, doch sagte sie ihrem Sohne nichts davon.

Sie selbst fühlte sich freilich wenig zu der Schwiegertochter hingezogen. Die alte Frau verlangte durchaus keine übertriebene Ehrerbietung, ja, sie hatte sich in den ersten Wochen sogar recht viel Mühe gegeben, Beate in jeder erdenklichen Sache zu Gefallen zu leben, ihr Freundlichkeiten zu erweisen, wo sie nur konnte, ihr zu zeigen, daß sie in allen Dingen sich ihr offen anvertrauen konnte. Aber der Erfolg war für die Mutter allzu entmutigend gewesen. Kälte und Abweisung, wie sie die alte Frau selten bei einem Menschen gefunden hatte, und bisweilen ein lächelnder Zug um den Mund, der nach Spott und Stolz aussah, waren in der Regel die Antwort gewesen.

Da hatte sich Richards Mutter immer mehr von dem Herrenhause zurückgezogen in ihr Altenteil, das kleine Gartenhäuschen. Vor Beate war sie hier völlig sicher, da es dieser nie einfiel, das Häuschen ohne triftigen äußeren Grund zu besuchen.

Desto öfter kehrte Richard, besonders an den langen Winterabenden, in dem Stübchen der Mutter ein, um ein Stündchen mit der gesprächigen Frau zu verplaudern.

Ihrer selbst wegen hätte die Mutter keinerlei Andeutungen über Beatens Charakter gemacht; sie hatte ja genug an ihren reichen Erinnerungen, an ihren Kindern auf dem Fuchsland, die sie häufig hinüberholen ließen, an ihrem Sohne, an ihrem Garten. Aber Richard, konnte er sich wohl glücklich fühlen, so glücklich, wie er es verdiente, und wie er es gehofft hatte? War es nicht ihr heiliges Mutterrecht, darüber Gewißheit zu haben, um mit ihrem Sohne zusammen sich zu freuen oder mit ihm zu leiden?

Richard klagte ihr nichts; er war also glücklich oder wenigstens nicht unglücklich.

„Wenn erst ein paar Monate um sein werden, dann wird sich viel geändert haben. Dann wird mehr Leben, mehr Freude in meinem stillen Hause sein. Dann wird sich vielleicht auch Beate ändern.“ Das war der letzte Trostgedanke, mit dem Richard seine Aussprache mit der Mutter endete, um in sein Haus zurückzukehren.

„Möchte es so sein!“ lispelte die alte Frau ihm leise nach, als er schon die Tür ihrer Stube geschlossen hatte. Aber an dem Abende fanden ihre unruhigen Gedanken noch lange keinen Halt und ihre wachen Augen noch lange keinen Schlummer.

* * *

Und doch war alles ganz anders gekommen, wie Richard es gedacht und gewünscht hatte. Nicht einmal ein paar Monate, nur ein paar Wochen hatte es gedauert, da lag Beate auf dem Krankenbett. Sie hatte einem Knaben das Leben gegeben, aber nur ein schwaches Leben; denn schon nach zwei Stunden, als der hochbeglückte Vater in die Kissen des kleinen Bettchens guckte, war sein Kind eine kalte, starre Leiche.

Beate nahm die Todesnachricht mit Gleichgültigkeit auf. Schwebte sie doch selber zwischen Tod und Leben, und in dem Zustand der Apathie, der sie befallen hatte, war ihr die Bedeutung des Wortes „tot“ kaum zum Bewußtsein gekommen.

Der herbeigerufene Arzt erklärte ihren Zustand für bedenklich und der Schonung bedürftig. Die Frühgeburt hatte ihre Gesundheit gefährdet. Nach des Doktors Meinung sollten ihr Mutterfreuden nie mehr zuteil werden.

Zum Glück besserte sich Beatens Zustand doch rasch wieder, und nach zwei Monaten war

sie wieder völlig hergestellt. Nur eine feine Blässe war auf ihrem Gesicht zurückgeblieben, die aber ihr schwarzes, weiches Haar und ihre schönen, dunklen Augen nur noch mehr zur Geltung kommen ließ.

Aber in ihrem Wesen war keine Aenderung eingetreten; wie sie vorher gewesen war, blieb sie auch jetzt: verschlossen, kalt, herb. Ob ihr der Tod des Kindes nahe ging? Niemand wußte es; sie selbst war sich nicht einmal klar darüber.

Nur das fühlte sie deutlich, daß der Kreislauf des Jahres, seitdem sie auf dem Hofe war, sich beinahe geschlossen hatte und daß er wieder von vorn anfangen würde, um sich dann immer und ewig in derselben gleichmäßigen, eintönigen und langweiligen Art zu wiederholen.

Ein Gefühl des Lebensüberdrusses überkam sie vor der Zukunft, vor der Zukunft auf diesem einsamen Hofe. Jetzt war ihr auch wieder zumute, als sei nun die Gelegenheit gekommen, in der Verwirklichung ihres Zieles einen Schritt vorwärts zu tun. Der Moment war jedenfalls günstig, günstiger wenigstens als die Vergangenheit.

Denn jetzt konnte sie doch aus der Erfahrung eines ganzen Jahreslaufes heraus reden, jetzt wußte sie ungefähr, was ihr die Zukunft hier bringen würde. Und dann, hatte nicht der Arzt gesagt, auf Mutterfreuden könne sie wahrscheinlich nicht mehr hoffen? Konnte sie damit nicht einen wichtigen Vorwand ihres Mannes entkräften? Denn Richard hatte ihr mehr als einmal gesagt, wie unendlich er sich darauf freue, nicht nur für sie, sondern auch für sein Kind, für seinen Erben zu schaffen, und daß das Gut mit seiner Einwilligung nie aus den Händen seiner Nachkommen gehen dürfe.

Das hatte ihr damals fast allen Mut geraubt, überhaupt eine Andeutung zu machen, die ihre Absicht bekundet hätte. Und etwas zu sprechen, wovon sie sich keinen Erfolg versprach, das widerstrebte vollständig ihrer Natur. Schon hatte sie sich fast in den Gedanken geschickt gehabt, ihr Leben lang die Herrin vom Idahofe zu bleiben, und wenn sie dann einmal alt wäre, im Gartenhäuschen der Schwiegermutter ihr freudenarmes Leben zu beschließen.

Doch jetzt flammte der alte Gedanke wieder in ihr auf; jetzt mußte sie versuchen, ihn zu verwirklichen.

Die Zeit war ihr auch insofern günstig, als Richard jetzt zärtlicher gegen sie war denn je. War es ihre neu aufblühende, gesunde Schönheit, die ihn so willenlos unter ihren Einfluß fesselte, oder die dankbare Freude darüber, daß sie die gefährliche Krankheit so schnell und gut überwunden hatte? Sie wußte es nicht. Sie fühlte nur, daß er alles tat, was sie nur irgendwie erfreuen konnte.

Eine passende Gelegenheit für ihren ersten Schritt sollte sich bald bieten.

Richard kam eines Abends unmutig in das Wohnzimmer herein. Ein doppelter Aerger quälte ihn: ein junges, vielversprechendes Fohlen, das schon ein paar Tage nicht recht gefressen hatte, war plötzlich eingegangen, und ein Knecht, auf den er sich sehr verlassen konnte, hatte ihn gebeten, ihn am ersten April zu entlassen, weil sein krankgewordener Vater, der ein paar Morgen Land zu bewirtschaften hatte, ihn notwendig zu Hause brauchte.

Richard war zu gutmütig gewesen, von dem Rechte des Mietskontraktes Gebrauch zu machen und hatte den Knecht gehen lassen. Aber es kam ihm doch ungelegen, gerade jetzt, wo die Arbeit draußen wieder anhub, wo schwer ein neuer Bursche zu bekommen war, einen zuverlässigen und tüchtigen Menschen zu verlieren.

Beate fragte ihn nach dem Grunde seiner Verstimmung, und ungewohnter Weise schien sie sich mehr als sonst für den Fall zu interessieren. Wenigstens hatte Richard noch niemals bemerkt, daß sie je so viel Teilnahme für eine seiner Wirtschaftssorgen gehabt hätte.

Diese Teilnahme tat seinem Herzen doppelt wohl, und es dauerte nicht lange, so war die Wolke des Unmuts von seinem Antlitz verschwunden, und die alte Heiterkeit, ja, eine neue Glücksstimmung, spiegelte sich in seinen offenen Augen wieder.

Nun schien Beate der geeignete Moment für ihren Plan gekommen zu sein; sie wollte ihn nicht ungenutzt vorübergehen lassen.

„Wäre es überhaupt nicht besser, Richard, wenn du das Gut verkauftest und in die Stadt zögest?“ begann sie, indem sie sich bemühte, eine größere Wärme als sonst in den Ton ihrer Worte zu legen.

„Du hättest dann keinerlei Aerger mehr mit den Wirtschaftssorgen, und wir könnten in der Stadt ein viel schöneres, glücklicheres Leben führen, als es uns hier jemals möglich ist. Meinst du das nicht auch?“

Richard Salden starrte sein Weib mit offenen Augen an, als habe er sie nicht recht verstanden. Es dauerte eine geraume Weile, bevor er überhaupt Worte fand. Und als er sprach, mußte er sich erst noch einmal vergewissern, ob er sich auch nicht täusche, ob er sie nicht vielleicht falsch verstanden habe.

„Das Gut verkaufen und in die Stadt ziehen? Sagtest du nicht so? Es dem Biwald drinnen im Dorfe nachmachen?“

„Gewiß meine ich das. Damit habe ich doch nur einen vernünftigen Vorschlag gemacht,

gegen den sich eigentlich nicht das Geringste einwenden läßt!“

Ja, nun hatte er sie völlig verstanden, nun war es ihm klar, völlig klar, was sie meinte.

Eine heiße Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Es stauten sich so viele Gedanken in seiner Seele, daß er nicht gleich wußte, welchem er zuerst Ausdruck geben sollte. Eine Möglichkeit, an die er selbst nicht einmal im Scherz gedacht hatte, wurde ihm hier klipp und klar vorgezeichnet, von seinem eigenen Weibe ausgesprochen.

„Aber Beate, wo denkst du nur hin?“ stieß er endlich hervor.

Und dann kam es ihm zum Bewußtsein, daß er seinem Weibe vor allen Dingen erst zeigen müsse, warum ihre Forderung so unmöglich für ihn war; dann würde sie ihn ja, davon war er fest überzeugt, auch sofort verstehen.

„Denke doch daran,“ begann er wieder, „daß mein Hof seit undenklichen Zeiten in den Händen unserer Familie ist, daß ihn alle meine Vorfahren, soweit meine Kenntnis reicht, wie einen teuren Schatz geliebt haben. Jeder meiner Väter hat ihn seinem Sohne hinterlassen, damit er glücklich darauf werde und ihn wieder in gutem Zustande auf seine Kinder vererbe. Wenn ich ihn nun ohne zwingenden Grund verkaufte, beginge ich ja einen Verrat an dem Hofe, einen nicht wieder gut zu machenden Treubruch gegen meine Väter!“

Schweigend hörte Beate ihm zu; das Lächeln, in dem Richards Mutter immer einen verhaltenen Spott zu erkennen glaubte, spielte wieder um ihren Mund. Sie hatte noch garnicht Zeit gehabt, eine Entgegnung vorzubringen, als Richard schon wieder das Wort ergriff.

„Und ich, ich selbst könnte ja garnicht ohne meinen Hof leben. Er ist bis jetzt mein ganzes Dasein, mein ganzes Sinnen und Trachten gewesen, bis jetzt, wo du, Beate, neben ihn getreten bist. Er ist meine Heimat gewesen und wird es sein, immer sein! Ich würde unglücklich, wenn ich fern von ihm sein müßte! Die Sehnsucht nach ihm machte mich krank und elend!“

Wieder hielt er einen Augenblick inne, aber nur, um desto nachdrücklicher fortzufahren, um ja alles darzulegen, was er gegen Beatens Forderung vorbringen konnte.

„Und dann das Stadtleben! Nein, Beate, das stößt mich ab, wie sonst nichts anderes in der Welt. Es muß auch Leute geben, die daran Gefallen finden, aber ich gehöre nicht zu ihnen. Mir würde dort eng zumute zwischen den hohen Mauern; ich muß den hohen Himmel über mir und die weite, grüne Welt um mich haben! Und denkst du nicht an unsere Mutter? Ich tötete sie ja, wenn ich den Hof verkaufte und sie unter fremden Leuten hier zurückließe. Nein, Beate, was du mir da vorgeschlagen hast, ist undurchführbar. Den Hof verlassen wir niemals!“

So, jetzt hatte er sich den Aufruhr in seiner Brust herausgeredet. Vielleicht hatte er nur deshalb so viel und so leidenschaftlich gesprochen, um eine Ansicht, die seine Frau äußerte, schon im Keime zu ersticken, vielleicht aber auch, um seinem Weibe einen tieferen Einblick in seine Seele zu gewähren und ihr dabei Gelegenheit zu geben, einmal eine Saite ihres Herzens wärmer als sonst gegen ihn erklingen zu lassen.

Wenn er aber geglaubt hatte, Beate mit seinen vorgebrachten Gründen, von denen ihm jeder einzelne schon genügend wichtig erschien, überzeugt zu haben, so mußte er doch bald seinen Irrtum einsehen.

Beate hatte jedem seiner Worte ein aufmerksames Ohr geliehen. Je länger Richard sprach, desto mehr verschwand der lächelnde Zug ihres Mundes, desto mehr rötete sich ihr Gesicht, nahm ihr Mund den Ausdruck herber Geschlossenheit an.

Zwei Gedanken waren es besonders, die jetzt ihre Seele erfüllten. Es reizte sie plötzlich mit aller Macht, einem Ziele entgegenzustreben, das ihr so viele Hindernisse in den Weg stellte, das ihr von dem Gegner eben als unerreichbar hingestellt worden war. Sie fühlte es wie eine wohlige Empfindung ihren Leib durchrieseln, endlich einmal etwas vor sich zu wissen, das eine wohltätige Abwechslung in ihr gegenwärtiges Lebenseinerlei brachte, etwas zu tun, das ihre Kräfte mächtig anregen, ihre Seele beständig erfüllen würde.

Und dann empörten sie die Gründe Richards, weil sie allesamt ein Gemeinsames hatten, das sie in diesen Augenblicken tief empfand. War er nicht unbarmherzig, ungerecht gegen sie und ein krasser Egoist? Wovon sprach er denn eigentlich? Einzig und allein von sich selber und von seiner Mutter und den toten Ahnen. Hatte er ein einziges Mal auch an sie gedacht, geforscht, ob seine Anschauungen auch sie glücklich machten? Nein, neben dem, was ihm wichtig dünkte, kam sie garnicht in Frage. Sie mußte sich eben gewaltsam in die gewordenen Verhältnisse hineinschicken. Am Ende hörte seine ihr oft beteuerte Liebe da auf, wo er ihr einmal ein Opfer bringen, einen Götzen seiner Seele niederreißen sollte.

Daneben behielt der Beweggrund, der sie zuerst zum Angriff getrieben hatte, kaum noch erhebliche Bedeutung. Es ging ihr in diesen Augenblicken weniger darum, der Langeweile des verachteten Landlebens zu entgehen,

noch weniger darum, wieder in der Großstadt zu leben, als vielmehr Richard zu zeigen, daß sie ein sich gestecktes Ziel festzuhalten wußte, ihm zu beweisen, daß er ungerecht und selbstsüchtig ihr gegenüber sei.

„Deine Gründe lassen sich hören; sie sind alle sehr stichhaltig, aber nur in einer Hinsicht."

„Und die wäre?" forschte Richard.

„Daß du nur an dich, aber nicht an mich denkst."

Salden war schon wieder ruhiger geworden; glaubte er doch mit seinen Einwendungen den Sieg erfochten zu haben.

Beatens Einwurf machte ihn plötzlich stutzig. Sie gab ja damit der fraglichen Sache ein völlig neues Gesicht. Er mußte sich daher bemühen, seine Gedanken über diesen Punkt in einer ganz anderen, neuen Richtung zu bewegen.

Er wußte nicht gleich, was er sagen sollte, daher begnügte er sich nur mit den Worten:

„Aber Beate, gehören wir nicht zusammen? Gilt daher für dich nicht dasselbe wie für mich?"

„So? Wieder dieselbe Anschauung in andern Worten! Was entgegnest du dann, wenn ich den Satz umkehre und verlange, du sollest dich nur nach mir richten, da wir ja doch zusammen gehören? Was meinst du dazu?"

Richards Verwirrung stieg. So ernst hatte er ja die Sachlage nicht geahnt; er hatte nicht erwartet, daß ihn sein Weib so in die Enge treiben würde. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Er fragte Beate:

„Aber dir ist es doch gleich, wo du lebst, ob hier auf dem Hofe oder daheim in deiner Vaterstadt?"

Beate fühlte, daß sie nun aus ihrer unbestimmten Stellung heraustreten müsse. Und so antwortete sie:

„Nein, das ist mir nicht gleich, gar nicht gleich. Du liebst das Leben auf diesem Hofe, und ich hasse es!"

Diese Erklärung traf Richard wie ein heftiger, unvermuteter Schlag. Sie enthüllte ihm mit Deutlichkeit etwas, wovon er bisher nicht die geringste Ahnung gehabt hatte.

Also eine Abneigung hatte sein Weib gegen das Leben auf dem Hofe, und sie sehnte sich zurück in die Stadt? War das vielleicht der Grund dafür, daß sie bisher stets so still gewesen war? Und konnte er sich nicht jetzt auch erklären, warum sie nie über wirtschaftliche Dinge mit ihm sprach, warum sie selbst sich niemals mit einer Arbeit befaßte, die den Hof anging, warum sie nie einen Gang hinaus in die Felder, Wiesen und Wälder unternahm?

Es war eine schmerzliche Entdeckung, die Richard in diesen Minuten machte, doppelt schmerzlich deshalb, weil sie ihm nicht nur eine trübe Täuschung brachte, sondern auch deshalb, weil er absolut keinen Ausweg zu finden vermochte.

„Ich kann nicht anders, Beate," sagte Richard.

„Und ich auch nicht," gab sie kurz zur Antwort.

„Du bist freilich in einen neuen Lebenskreis hineingetreten. Vieles wird dir befremdlich vorkommen, manches dich abstoßen oder dich doch nicht freundlich anmuten. Aber vertraue doch der Zeit. Du lernst gewiß noch manchem Geschmack abgewinnen, wenn du erst länger damit vertraut geworden bist, wenn du erst die heimlichen Reize meines Heimatlebens kennen gelernt hast."

„Ich verachte dein Landleben mit seinen vermeintlichen Vorzügen jetzt mehr wie in der ersten Woche meines Hierseins. Ich werde mich hier niemals wohl fühlen!"

Richard schwieg; er wußte offenbar nicht, was er entgegnen sollte. Beate schien seine Ratlosigkeit zu fühlen und suchte schnell ein neues Moment gegen ihn ins Feld zu führen. Sie hub wieder an:

„Und was stellst du hier trotz deines Geldes vor? Ein gewöhnlicher Bauer bist du. Nicht einmal einen Titel hast du wie dein Schwager Grünau."

Jetzt war Richard freilich nicht mehr um eine Antwort verlegen, zumal er etwas von Spott, etwas von einem verletzenden Ton, der ihn treffen sollte, in Beatens Rede bemerkte.

„Gewiß, du hast ganz recht," entgegnete er, erregt werdend, „ich bin ein Bauer. Und ich will nicht einmal etwas anderes sein. Ich fühle mich durchaus nicht bedeutender, wenn man mich Gutsbesitzer heißt. Ich würde auch nicht besonders glücklich sein, wenn ich einen klingenden Titel erhielte, und ich fühle mich durch die Bezeichnung „Bauer" auch nicht im geringsten gedemütigt! Dir gefällt, scheint es, dieser Name nicht recht! Aber laß dir sagen, daß er einer der schönsten ist, viel schöner als „Besitzer" oder ein ähnlicher Titel. Denn er sagt von seinem Träger, daß er nicht nur etwas zu eigen hat, sondern daß er etwas kann, ja noch mehr, daß er etwas bildet, daß er etwas baut, ein Werk aufbaut. Ein echter Bauer ist ein kluger und geschickter Bildner, der in gewissem Sinne auch zum schaffenden Künstler wird. Der Bauer war der erste Künstler, der die Erde dem Menschen heimisch, der die ganze Menschheit gesittet gemacht hat, und diesen Ehrenplatz wird er unter den menschlichen Ständen immer behalten. Darum bin ich stolz auf meinen Bauernstand und wüßte mir nichts Besseres zu wünschen!"

(Fortsetzung folgt.)



Breslau als Vorkämpferin des Deutschtums im Mittelalter

Von Dr. Arthur Friedrich in Berlin

In unseren Tagen, da der Kampf des Deutschtums gegen das Polentum an des Reiches Ostgrenze heftiger als je entbrannt ist, dürfte ein kleines Bild aus der Zeit, in der Breslau eine hervorragende Rolle als östlicher Vorposten des Deutschtums übernommen hatte, besonders interessant sein.

Breslau erscheint in der Geschichte zum ersten Male im Jahre 1000 und zwar als Mittelpunkt eines eben gegründeten Bistums. Der in unbekannter Zeit entstandene slavische Ort lag auf einem Oder-Eiland, auf der nach der späteren Kathedrale benannten Dominsel. Dieses alte, polnische, durch eine hier den Strom kreuzende Handelsstraße zu Bedeutung gelangte Breslau galt um 1100 mit seiner Burg bereits als einer der Hauptsitze des polnischen Reiches. Nicht lange, so dehnten sich die Niederlassungen auch auf das rechte Ufer, auf die Sandinsel und auf das linke Ufer aus.

Nachdem Kaiser Friedrich Barbarossa den Beherrscher Polens gezwungen hatte, den Söhnen eines früher vertriebenen Herrschers als Entschädigung Schlesien abzutreten, nahm 1163 Herzog Boleslaw aus dem Stamme der Piasten seinen Sitz in der Burg auf der Dominsel. Er rief, um die Kultur seines dürftig bevölkerten, waldreichen Landes zu heben, deutsche Ansiedler ins Land und gab damit den Anstoß zur Germanisierung Schlesiens, die von seinen Nachfolgern, Heinrich I., dem Gemahl der hl. Hedwig, und Heinrich II. mächtig gefördert wurde. Dem 1241 über Schlesien daherbrausenden Mongolensturm fiel Breslau größtenteils zum Opfer.

Nach Abzug der Mongolen gründeten die deutschen Kaufleute im Westen der eingeäscherten Stadt einen Handelsplatz im großen Stil. So entstand die deutsche Stadt Breslau, die im Fluge dem älteren, polnischen Breslau auf der Dominsel den Rang ablief und es zur Vorstadt herabdrückte.

Herzog Heinrich III. erweiterte die Gerechtsame der Stadt durch Gewährung des Magdeburger Rechts 1261. Der hochstrebende und bürgerfreundliche Heinrich IV. förderte den Handelsaufschwung der Stadt u. a. durch Verleihung des Niederlagsrechts. Da aber das mittlerweile fast völlig germanisierte Schlesien durch die üblichen Erbteilungen mehr und mehr zersplitterte, so fürchtete das kräftige Kaufherren-Patriziat mit Recht die Unterbindung der Entwicklung der jungen Handelsstadt in der Enge eines Zwergfürstentums. Es sann daher bei Zeiten auf Anschluß an das

mächtige Böhmen und veranlaßte den erbenlosen Heinrich VI. zum allmählichen Verzicht auf fast sämtliche Hoheitsrechte zu gunsten des Rates der Stadt.

Die Raubfehden einzelner Fürsten und Adligen und die Anschläge des wieder erstarkten Polens auf Schlesien beschleunigten den Anschluß des Herzogtums Breslau an die Krone Böhmen. Er wurde durch einen 1327 zwischen dem Herzoge und dem Könige Johann aus dem Hause Luxemburg abgeschlossenen Vertrag vollzogen. Heinrich VI., der letzte Breslauer Herzog, starb 1335. Die Stadtrepublik war seine Erbin, und König Johann begünstigte sie in jeder Weise.

Sein Sohn, der deutsche Kaiser Karl IV., dessen Zeit man die „goldne" in den böhmischen Landen nennt, sorgte wahrhaft väterlich für Breslau, das während seiner Regierung einen mächtigen Aufschwung nahm. Ganz anders waren die Zeitläufte unter seinen Nachfolgern, König Wenzel und den Kaisern Sigismund und Albrecht II., wenngleich auch diese Herrscher Breslau manche Förderung zuteil werden ließen.

Unerwartet starb 1439 Kaiser Albrecht II. Sein Tod war ein Schlag für das deutsche Reich, noch mehr aber für die Sache des Deutschtums im Osten, namentlich in Böhmen und Schlesien. Albrecht, der nur zwei Töchter hinterließ, hatte zwar für den Fall, daß seine Gemahlin Elisabeth einen Sohn gebären sollte, Bestimmungen über die Regentschaft bis zu dessen Volljährigkeit getroffen; allein bald kam das ungleichartige und lose Gefüge der böhmisch-ungarischen Macht ins Wanken. Bürgerkrieg und Anarchie brachen aus. In Schlesien, wo man im Gegensatze zu der von den böhmischen Großen verteidigten Wahlmonarchie am Prinzip der Erblichkeit entschieden festhielt, warf sich der Rat von Breslau, ohne nach den unzuverlässigen, machtlosen Fürsten zu fragen, entschlossen zum Wortführer der Sache der jungen Königin-Witwe auf. Hiermit betrat Breslau die Bahn einer durchaus selbständigen Politik. Mit dem erbenlosen Hinscheiden Albrechts schien den Polen der Augenblick gekommen, die nie vergessene Hegemonie über Schlesien wieder herzustellen. Die Fürsten würden — so sagten sich die polnischen Staatsmänner — wenig oder gar keine Schwierigkeiten bereiten; aber ohne die Städte und namentlich ohne die Zustimmung Breslaus war Schlesien für Polen eben nicht oder nur zum Teil zu haben. So erschien eine Gesandtschaft des Polenkönigs in Breslau, seine Oberhoheit anzutragen. Königin Elisabeth war außer stande, die getreuen schlesischen Städte zu schützen, ja, sie bedurfte selbst dringend der Hilfe. Es war eine schwere Stunde für die Herren am Ratstische und auf der Schöffenbank. Wer möchte ermessen, wie sich die Geschicke Breslaus und Schlesiens gestaltet haben würden, was aus dem Deutschtum und aus der ganzen Kulturentwickelung des Landes geworden wäre, wenn das Ergebnis jener Beratung gewesen wäre: „Ja wir unterwerfen uns dem Könige von Polen, von dessen Wohlwollen der Handel unserer Kaufleute nach seinem Reiche und nach den Hinterländern im Osten und am baltischen Meere abhängt; wir ziehen seinen mächtigen Schutz einem völlig ungewissen Schicksale vor." Dies wäre praktisch und im Geiste jener Zeit der materiellen Interessen gesprochen gewesen. Schlesien aber hätte aufgehört, der deutsche Keil zu sein, der die beiden slavischen Machtgebiete von einander schied.

Jedoch die Antwort der Ratmannen und Schöffen an die polnische Gesandtschaft lautete anders. Es hieß darin unter anderem: „Wir sind fest entschlossen, nach unseren besten Einsichten und dem, was Treue und Redlichkeit von uns fordern, zu handeln. Wir haben eine Königin mit ihrem Erben. Gegen diese wollen wir recht tun und als gute, fromme Leute fahren."

Diese Antwort des Breslauer Rates ist das helle Aufleuchten einer idealen Gesinnung, ein heldenmütiger Protest des deutschen Geistes in jener dunklen Zeit der Gesinnungslosigkeit und Genußsucht. Diese Antwort Breslaus hat Schlesien dem Deutschtum erhalten.

Im Februar 1440 gebar Elisabeth zu Ofen einen Sohn, der den Namen Ladyslaw mit der Bezeichnung „Posthumus" (der Nachgeborene) erhielt. In aller Eile wurde der Säugling zum Könige von Ungarn gekrönt. Da aber bald darauf auch der königliche Jüngling Wladyslaw von Polen zum Könige von Ungarn gekrönt wurde, so besaß dieses Land nun zwei Könige, deren Parteigänger dasselbe in blutigen Kriegen zerfleischten. Breslau übernahm in Schlesien die Führung über die Verteidiger der Rechte des Königskindes Ladyslaw und zerstörte im Bunde mit anderen Städten zahlreiche Burgen der hussitischen Raubritter im schlesischen Gebirge. 1442 starb die mutige, erst 32 jährige Königin Elisabeth. Für Ungarn begann nun eine Zeit der blutigen Anarchie, für Schlesien eine königlose, schreckliche Zeit, so daß der Breslauer Rat und seine Bundesgenossen notgedrungen völlig auf sich selbst gestellt und niemand verantwortlich waren.

1453 wurde der junge Ladyslaw zum Könige von Böhmen gekrönt. Im folgenden Jahre nahm er in Breslau die Huldigung entgegen.

Schon nach vier Jahren raffte ihn, 1457, der Tod hin.

Die Böhmen wählten ihren bisherigen Statthalter Georg Podiebrad, die Ungarn den Matthias Corvinus zum nationalen Könige. Georg Podiebrad, ein gemäßigter Hussit, aber mehr Czeche, einer der klügsten Staatsmänner seiner Zeit, plante die Gründung eines großczechischen Reiches, indem er für sein nationales Königreich ohne weiteres auch die Nebenländer Mähren, Schlesien und die Ober- und Niederlausitz in Anspruch nahm. Der Plan wäre auch geglückt, wenn Breslau zugestimmt hätte. Aber dieses verweigerte dem Könige den Gehorsam und setzte seinen czechischen Landeshauptmann ab. Am 25. Juni 1458 gelobten die Konsuln, Schöffen, Aeltesten, die Kaufmannschaft und die Geschworenen der Zünfte einmütig in einer feierlichen Versammlung auf dem Rathause, festzustehen gegen den König Georg und ihn nimmermehr als König und Erbherrn anzuerkennen. Wie sehr dieser, eine religiöse Maske tragende Widerstand wesentlich einen deutsch-nationalen Charakter hatte und sich auch gegen die politische Unterdrückungssucht des Czechentums richtete, ergibt sich daraus, daß die Breslauer, von den anderen Schlesiern allein gelassen, selbst die Aufforderung des Kaisers und des Papstes Pius II., sich dem Könige von Böhmen zu unterwerfen, zurückwiesen und mutig zu den Waffen gegen die heranrückenden Bundesgenossen des Königs griffen und sie zurückschlugen. Die eigentliche Triebkraft dieser kühnen Politik waren diesmal die Zünfte, und die Zeit von 1458—1468 bietet das interessante Schauspiel, daß der vorwiegend patrizische Rat seine Entschlüsse unter dem Hochdrucke einer zünftischen Demokratie faßt, welche durch ihre Führer alle Schritte der Konsuln überwacht. Den im Herbst 1459 in Breslau angekommenen päpstlichen Legaten gelang es aber doch mit harter Mühe, und stets vom Aufstande bedroht, der Bürgerschaft einen Vertrag (1460) aufzunötigen, wonach sich die Stadt zwar dem Könige unterwerfen sollte, aber die feierliche Huldigung auf drei Jahre hinausschieben durfte. König Georg hatte nämlich in dem Papste Pius II. die Hoffnung zu erwecken gewußt, er werde seinen Frieden mit der katholischen Kirche machen und den Hussitismus preisgeben. Der Papst aber benötigte des Königs zur Bildung einer europäischen Koalition gegen die furchtbar drohende türkische Gefahr. In Breslau aber wußte man besser als in Rom, daß Podiebrad seinen Thron gefährdete, wenn er es mit dem Hussitismus verdarb, und deshalb niemals die Erwartungen des Papstes rechtfertigen konnte.

Der Breslauer Rat, welcher nunmehr in Rom einen ständigen Gesandten unterhielt, entfaltete nun innerhalb der dreijährigen Frist eine bewundernswerte diplomatische Tätigkeit. Was geschehen mußte, geschah. Es kam zwischen dem Papste und dem Könige zum unvermeidlichen Konflikte, und ersterer sprach nun (1462) die Breslauer vom obigen Vertrage los. Da aber weder der Kaiser noch ein anderer Fürst Lust zeigte, sich zum Arm des Papstes wider den mächtigen böhmischen König zu machen, so blieb die Stadtrepublik Breslau die einzige Verbündete der römischen Kurie, die diesmal ohne eine solche Absicht und wider den Willen des deutschen Kaisers das Interesse des Deutschtums förderte. Eine seltsame Verquickung kirchlicher und nationaler Interessen! Da Breslau zu jener Zeit keinen Herrn über sich hatte, so ward es 1463 ausdrücklich unter den Schutz und Schirm des Papstes gestellt, der allerdings für die Breslauer, welche die Hauptkosten der Aktion trugen, nur einen moralischen Wert hatte. Doch wurde Breslau, wo nunmehr ein päpstlicher Legat seinen ständigen Sitz nahm, auf Jahre hinaus der Mittelpunkt aller Bestrebungen zur Bildung einer Koalition gegen den König Georg. Der Breslauer Bischof Jodocus, ein schon von Podiebrad auf diesen Platz lanzierter czechischer Baron, wirkte noch immer im Sinne des Königs, so daß es eines Tages zu Tätlichkeiten zwischen ihm und dem Legaten kam. Noch Jahre hindurch blieben die Breslauer allein auf dem Plane und unter Waffen. Erst 1468 kam die Liga zwischen den schlesischen Fürsten, den Städten Schlesiens und den Lausitzern, der katholischen Ritterschaft Böhmens und den Mähren zustande; dann stellte sich der damals kriegsgewaltigste König Matthias von Ungarn dem Bunde zur Verfügung, und das große Ringen mit Georg begann.

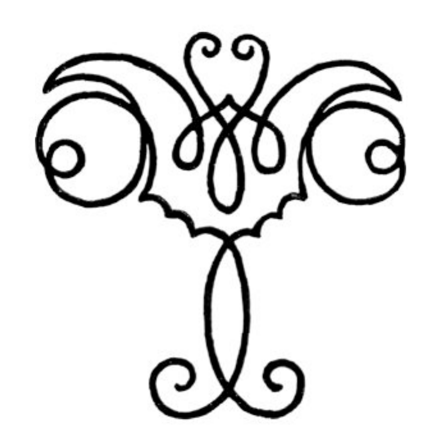
Breslau huldigte auf Wunsch des Papstes und des Kaisers dem als Gegenkönig aufgestellten Matthias von Ungarn (1469), welcher Schlesien, die beiden Lausitzen und Mähren mit seinem Reiche vereinigte. Georg Podiebrad, der mit seinem Plane gescheitert war, starb 1471. Die Breslauer hatten ihren Zweck erreicht, aber mit ungeheuren Opfern.

Voll Bewunderung haftet unser Blick in dem vorstehend flüchtig dargelegten Zeitraum auf der Breslaus Bürgerschaft innewohnenden, wirtschaftlichen Kraft. Trotz der ungeheuren Anstrengungen und Opfer, welche die selbständige Rolle der Stadtrepublik schon vor dem Ausbruche des großen Konfliktes mit Podiebrad, dann der langjährige Widerstand gegen diesen König und das mutige Eintreten

Breslaus in die große Politik des sechsten und siebenten Jahrzehnts der Bürgerschaft auferlegten; trotz der öfteren totalen Unterbrechungen jedes Handelsverkehrs und des daraus folgenden wiederholten Daniederliegens aller gewerblichen und geschäftlichen Tätigkeit, und trotz der drückenden Steuern, die der Rat auferlegen mußte, besaß die Bürgerschaft doch noch Mittel, um gerade in dieser Zeit eine Reihe der gewaltigsten Baudenkmäler zu errichten, den Befestigungsgürtel der Stadt umzubauen und auch der Stadt selbst ein gegen frühere Jahrhunderte derartig günstig abstechendes, bauliches Gepräge zu geben, daß Breslau am Ende des 15. Säkulums zu den schönsten Städten Deutschlands gezählt wurde.

Treffend heißt es in einem Gedicht über Breslau:

„In ihren starken Mauern war deutscher Sinn zu Haus
Und drang aus ihren Toren siegreich ins Land hinaus;
Sie war's, die deutsch zu fühlen auch damals nicht vergaß,
Als noch manch fremder Kaiser auf deutschem Throne saß."



Ein unveröffentlichtes Sonett Theodor Körners

An Dorothee ihr Geburtstag
Am 21. August 1809 auf der Riesenkoppe

Hier, wo des Himmels kühne Pfeiler stehen
Mit stolzer Kraft auf ew'gem Felsengrunde,
Begrüß ich deines Werdens Feierstunde
Mit deutschem Lied auf deutschen Bergeshöhen.

Und tausend Bilder stehen auf und drehen
Sich um mich her in schöngeschlossner Runde,
Mir ist's, als hört' ich wie aus Geistermunde
Solch flüsternd Wort mit leiser Stimme wehen

„Wie dort auf jenen sonnenhellen Auen
Sich alle Reize der Natur entfalten
Und jedes Herz mit stiller Lust erbauen,

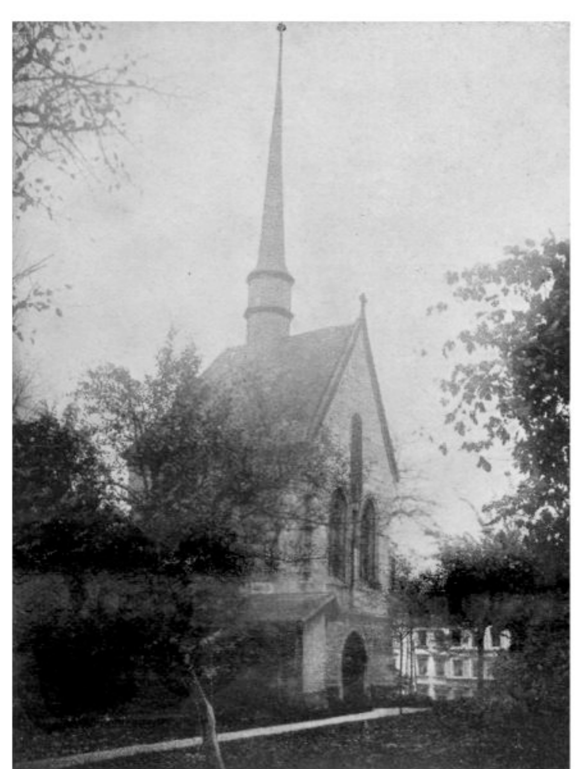
So wird dein Leben freundlich sich gestalten;
Denn nur der Zauberkreis von edlen Frauen
Vermag das Glück der Stunden festzuhalten."

Das uns von einem Landsmanne und treuen Freunde unserer Zeitschrift, Herrn Hans Carl Krüger in Berlin, freundlichst zur Verfügung gestellte Gedicht entstand anläßlich eines Ausfluges Körners nach der Schneekoppe, den er von Freiburg i. S. aus, wo er damals die Bergschule besuchte, unternahm. Er gedenkt in dem Sonett vermutlich seiner Pate, der geistvollen Herzogin Dorothee von Kurland auf Löbichau im Altenburgischen, die er um diese Zeit gleichfalls öfter besuchte.

Erinnerungsstätten

Von Emmy von François in Görlitz

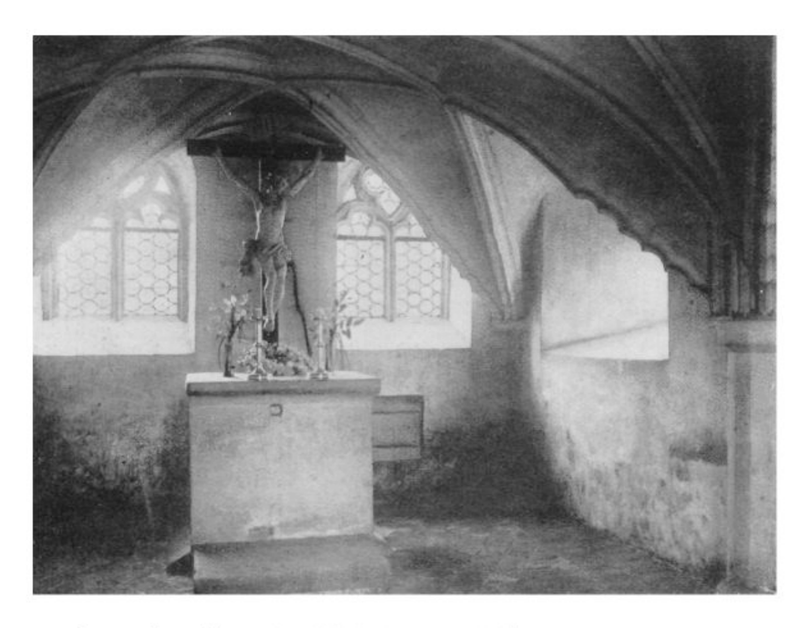
In der Nähe des durch seine herrlichen Grabdenkmäler, sowie durch seine schöne, landschaftliche Lage berühmten alten Görlitzer Friedhofes liegt die sehenswerte Kapelle des heiligen Grabes, eine Erinnerungsstätte, die leider noch nicht nach ihrem Werte gewürdigt wird. Nur selten sucht sie ein Fremder auf. Wie schon der Name besagt, zaubert uns diese Anlage ein Bild aus alten Zeiten und fernem Lande, aus dem heiligen Jerusalem, vor, das wir einem früheren Bürgermeister von Görlitz, Georg Emerich, verdanken, der sich in jeder Beziehung um die Stadt große Verdienste erworben hat. Um einer Jugendverfehlung willen, die unter den angesehensten Familien der Stadt erbitterte Kämpfe hervorgerufen und seinem Vater, dem früheren Ratsmitgliede und späteren Bürgermeister Urban Emerich, viele Sorgen verursacht hatte, wurde ihm geraten, eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem zu unternehmen. Georg Emerich folgte diesem Rate und verließ im April 1465 seine Vaterstadt, um die Wallfahrt anzutreten, von welcher er im Dezember 1465 als „Ritter des heiligen Grabes“ und „gereinigt“ heimkehrte. Irrtümlicher Weise wird ihm eine zweite Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe 1476 zugeschrieben. Der Landrentmeister Hans von Mergenthal, der in diesem Jahre im Gefolge des Herzogs Albrecht von Sachsen die gleiche Reise unternahm, berichtet in seiner „gründlichen und wahrhafftigen Beschreibung“, daß auch „eine Deutsche aus der Schlesien mit irem Mann“ mit ihnen gereist sei. Diese zwei Eheleute aus Görlitz hätten „das Muster vom heiligen Grabe zu Jerusalem genommen und danach zu Görlitz heraußen vor der Stadt eine Capellen lassen bauen und ein Grab in aller gestalt wie das heilige Grab zu Jerusalem ist.“ Da aber bestimmte Beweise vorliegen, daß in dieser Zeit Georg Emerich in Görlitz war, muß diese zweite Reise im Jahre 1476 als Fabel bezeichnet werden. Es ist aber anzunehmen, daß der Begleiter der Schlesierin, welche die damals in Görlitz sehr bekannte schöne Witwe Agnes Finger gewesen ist, ein von Georg Emerich beauftragter Baumeister war, unter dessen Schutz sich die pilgernde Witwe gestellt, und durch welchen die nötigen Zeichnungen für den späteren Bau des heiligen Grabes beschafft wurden.



Das Kirchlein zum heiligen Grabe in Görlitz

Im Jahre 1490 gelangte die neue, steinerne Kapelle zum heiligen Kreuz, die an Stelle einer alten, hölzernen erbaut wurde, zur Vollendung. Die Kosten zum Bau dieser Kapelle, dem jetzigen Kirchlein zum heiligen Grabe, wurden durch milde Stiftungen und Sammlungen aufgebracht. Die bedeutendste Stiftung war aber der Bau des heiligen Grabes selbst bei der genannten Kapelle durch Georg Emerich, der nach seines Vaters Tode im Jahre 1483 zum Bürgermeister der Stadt gewählt worden war. Durch seine Hochherzigkeit wurde vielen ermöglicht, in der Nachbildung das zu schauen, was nur wenigen bei der weiten Reise und den damit verbundenen Kosten in Wirklichkeit zu schauen vergönnt war; denn tatsächlich stellt dieser wohlgelungene Bau eine genaue und auch die einzige Nachahmung des heiligen Grabes zu Jerusalem in seinem damaligen Zustande dar, allerdings im verkleinerten Maßstabe.

Inmitten prangender Obstbäume erhebt sich das Kirchlein mit seinem schlanken, spitz aufstrebenden Türmchen, abgeschlossen vom geräuschvollen Treiben der Menschheit. Der



Der untere Raum des Kirchleins zum heiligen Grabe in Görlitz
Eine Nachbildung des Ratszimmers der Hohenpriester

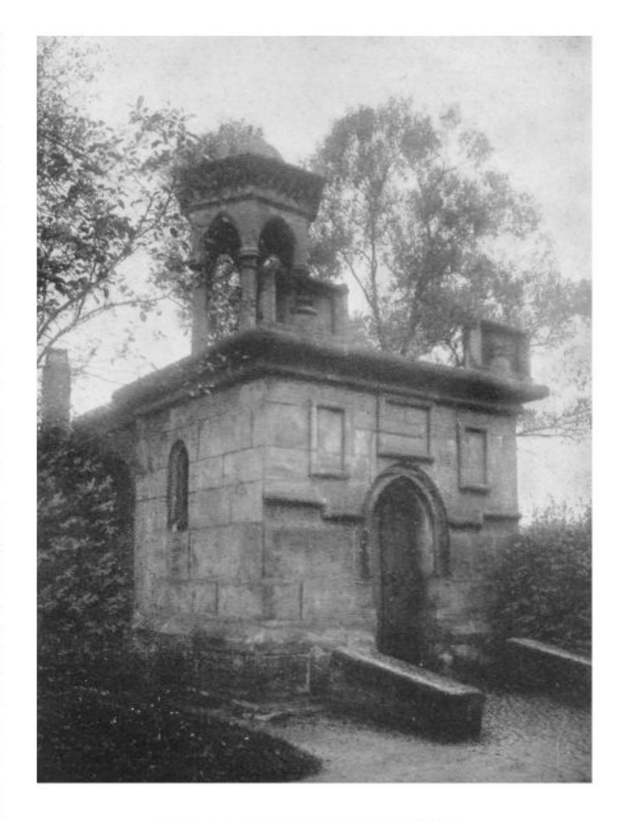
untere, schön gewölbte Raum führt uns das Ratszimmer der Hohenpriester und Schriftgelehrten vor. Betreten wir das über ihm gelegene Gewölbe, so befinden wir uns in dem Saale, in welchem Christus mit seinen Jüngern das Osterlamm verzehrte. Links gleich beim Eingange steht ein steinerner Tisch, an welchem nach der Kreuzigung um die Kleider Christi gewürfelt wurde. In einer in der Tischplatte angebrachten Vertiefung befinden sich Würfel, die früher aus Silber waren, aber von den Franzosen 1813 geraubt und später durch steinere ersetzt wurden. Drei runde Löcher in dem Boden geben die Entfernung der drei Kreuze auf Golgatha an. Die eine Seitenwand schmückt ein Bildnis des hochherzigen Stifters, zu dessen Ehren ein Enkelsohn Georg Emerichs 100 Jahre später, 1578, eine Gedenktafel in demselben Raum errichten ließ. Nachdem wir wieder durch das eiserne Pförtchen ins Freie gelangt sind, wenden wir unsere Aufmerksamkeit einem dicht bei der Kapelle befindlichen Steinbau zu, in welchem hinter einem Eisengitter in plastischer Ausführung die Salbung Christi durch Maria Magdalena dargestellt ist. Wir lenken darauf unsere Schritte dem heiligen Grabe selbst zu, das in Gestalt eines kleinen Tempels vor uns steht. Es führt auch den Namen Engelskapelle, diesen Namen von dem im Innern befindlichen Monument entlehnend, welches uns den Engel versinnbildet, der vor dem geöffneten Grabe Christi nach der Auferstehung Wacht gehalten. Ein großer Block der Tür gegenüber stellt den Stein dar, welchen die Engel vom Grabe fortwälzten. Zwei links und rechts vom Eingange liegende Steine dienten den Wächtern als Ruhesitz. Der kleine Tempel zeigt oben zu beiden Seiten zwei Urnen, die an die Salbung der Frauen erinnern sollen. Die ebenfalls in gleicher Linie angebrachten, erhabenen Verzierungen markieren die Riegel und Verschlüsse, welche am Grabe befestigt waren. So sehen wir in allem ein wahrheitsgetreues Bild jener heiligen Stätte vor uns, nach welcher vor Jahrhunderten Tausende pilgerten, um Heilung ihrer Gebrechen und Vergebung ihrer Sünden zu finden. Als Georg Emerich den Plan faßte, dieses Werk zu schaffen und der Nachwelt zu überliefern, hatte er gleichzeitig erkannt, daß kein anderer Ort so sehr dafür geeignet sei, wie gerade jenes Fleckchen Erde. Der herrliche Blick in die Weite von der Engelskapelle aus erweckt in dem Beschauer

Das obere Gewölbe im Kirchlein zum heiligen Grabe in Görlitz
Eine Nachbildung des Abendmahlsaales

die Vorstellung, in das Tal des Cidron mit dem aufsteigenden Oelberg zu schauen. Vor dem Beschauer erhebt sich eingezäunt der mächtige Oelbaum. So vereinigte sich hier die Natur mit dem Werk von Menschenhand in schönster Harmonie, um ein vollkommenes Bild zu schaffen. Ein heiliger Friede, abseits vom Getriebe der Welt, umgibt den Besucher, und nur schwer trennt er sich von diesem stillen Winkel, an dem die Jahrhunderte scheinbar spurlos vorübergegangen sind.

Wir wenden uns von diesem Wahrzeichen christlicher Zeit einer anderen Erinnerungsstätte zu, die wohl nicht so weit zurückliegt, uns aber doch wieder in ein Stückchen Vergangenheit versetzt. Betreten wir den nahe gelegenen Kirchhof, so führt uns eine breite, von herrlichen, alten Bäumen eingesäumte Mittelallee an einem mit Efeu umwachsenen Hügel vorüber. Eine hoch aufgeschossene Linde bestreut ihn zur Sommerszeit mit duftenden Blüten. Eine glatte, schwarze Tafel zeigt zwei Inschriften. Auf der Vorderseite steht in goldenen Lettern der schlichte Name „Minna Herzlieb." Wie einfach und doch so vielsagend; denn nur wenigen ist es unbekannt, wie eng dieser Name mit dem eines unserer größten Dichter verknüpft ist. Der Vorübergehende hält unwillkürlich seine Schritte an, um an dieser friedlichen und idyllisch schönen Stätte zu verweilen. Goethe mit seinem Dichten, seinem Lieben, wie ist er uns plötzlich nahe gerückt! Ruht hier doch eine, der er noch im reifen Mannesalter eine glühende Leidenschaft zuwandte. Unter seinen Jenaer Freunden war es besonders der Buchhändler Frommann, den er stets gern sah. In dessen Familie lebte ein angenommenes Kind, Minna Herzlieb. Auf Goethe, der sie hatte zur Jungfrau heranwachsen sehen, übte sie einen unendlichen Zauber aus, gegen den seine Vernunft sich vergebens sträubte; denn der Unterschied der Jahre war groß. In den Sonetten, die er ihr widmete, spricht sich die starke Glut seiner Leidenschaft aus. Auch gab sie ihm den Anlaß zu seinen „Wahlverwandtschaften", in denen er den Konflikt zwischen Liebe und Pflicht schildert; er hat ihr in der Ottilie ein bleibendes Andenken gesichert. Noch lange trug Goethe den Pfeil im Herzen, nachdem Minna Herzlieb längst die glückliche Frau des Gerichtsrats Walch geworden. Nach einem friedlichen Lebensabend fand sie im Alter von 76 Jahren am 10. Juli 1865 ihre letzte Ruhestätte auf dem Görlitzer Friedhofe. Und wenn der Frühling wieder neue Blüten treibt, so ertönt von der grünen Linde herab zu der stillen Schläferin das alte Lied von Lust und Leid, von einer sonnigen, seligen Frühlingszeit; denn

„Goethes Liebe verklärte Dir einst die glückliche Jugend:
Goethe-Liebe, sie schmückt Dir das erlösende Grab!"



Die „Engelskapelle" in Görlitz



Grabstätte von Minna Herzlieb
auf dem Friedhofe in Görlitz

Der Apollofalter

Zur Frage seiner Wiedereinbürgerung in Schlesien

Von Julius Stephan in Seitenberg

(Fortsetzung)

Das Verschwinden des Apollofalters in Schlesien hat seinen Grund wohl nicht so sehr in dem Vordringen der forst- und landwirtschaftlichen Kultur in unseren Bergen, als vielmehr in den Nachstellungen massenweise sammelnder Jäger, „den Bemühungen eifriger Sammler," wie Wocke, Schlesiens größter Lepidopterologe, mit bitterer Ironie sagt. Dem gleichen Schicksal scheinen übrigens, wie man mehrfach in entomologischen Blättern lesen kann, die Apollorassen der fränkischen Schweiz und der Gegend von Regensburg, vor allem aber die der Eifel entgegenzugehen. Mit ähnlichem Eifer wird die Jagd auf den Apollo in Südtirol, wo er allerdings noch in Menge auftritt, betrieben. Die Zahl der allein bei Waidbruck alljährlich gefangenen Exemplare wird auf 5—10 000 geschätzt. Ich kann die Befürchtung nicht unterdrücken, daß in absehbarer Zeit auch jenes reiche Dorado erschöpft sein wird.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unterlassen, auf eine andere unerfreuliche Erscheinung hinzuweisen, nämlich auf das massenweise Wegfangen des schlesischen Parnassius mnemosyne, einer unserm Apollo nahe verwandten, aber weniger farbenprächtigen Art, die früher an vielen Stellen des Vorgebirges, am Südabhange des Zobten, im Waldenburger und Eulengebirge, in der Grafschaft Glatz, auf der Bischofskoppe und im Altvater häufig anzutreffen war. Gegenwärtig fliegt sie, soweit ich unterrichtet bin, nur noch auf dem Hornschloß bezw. dem Langen Berge. Alljährlich kommen, wie ich in der Gubener Entomologischen Zeitschrift (vom 22. Oktober 1910) lese, zur Flugzeit dieses Schmetterlings die Sammler aus weiter Umgebung, um ihn in Massen zu erbeuten. Es ist Tatsache, daß noch vor wenigen Jahren bei günstigem Wetter weit über 1000 Falter an einem Tage gefangen worden sind. Dieses Treiben wird leider noch durch die räumliche Beschränkung des Flugplatzes begünstigt. Die betrübenden Folgen sind natürlich nicht ausgeblieben. Parn. mnemosyne war früher dort oben der häufigste Falter; jetzt tritt er bereits spärlich auf, und bleiben die gegenwärtigen Zustände bestehen, so ist seine Ausrottung in nicht allzu langer Zeit sicher zu erwarten.

Wie ist nun dieser verderblichen Sammeltätigkeit ein Ziel zu setzen, und in welcher Weise ist es möglich, die gefährdeten Arten zu schützen und vor dem gänzlichen Aussterben zu bewahren?

In England, wo man schon seit längerer Zeit nicht mehr in dem Reichtum der Arten und namentlich der Individuen lebt, wie wir ihn in Deutschland teils gewöhnt waren, teils noch gewöhnt sind, ist man schon vor Jahren dieser Frage praktisch näher getreten. Die South London Entomological and Natural History Society wählte ein Komitee („Committee for protection of insects in danger of extermination"), das eine Liste aller zu schützenden Species aufstellte und die Mitglieder der entomologischen Gesellschaften verpflichtete, von diesen binnen Jahresfrist nichts oder nicht mehr als eine gewisse kleine Anzahl zu fangen. Eine Uebertretung der Bestimmungen sollte mit Ausstoßung des Betreffenden aus der Vereinigung bestraft werden; kein Mitglied der Gesellschaft durfte mehr Beziehungen zu ihm unterhalten.

Warum sollten die entomologischen Vereine in Deutschland dem englischen Beispiele nicht folgen und für manche heimischen Arten auch eine gewisse Schonzeit vorschreiben können? In dankenswerter Weise hat in diesem Jahre der Entomologische Verein zu Fürth den Anfang hierin gemacht. Er legt öffentlich Protest ein gegen das übermäßige Sammeln von Raupen des Apollofalters, der in Bayern immer seltener werde, bittet die Redaktionen von Zeitungen und Zeitschriften zur rechten Zeit geeignete Artikel zur Bekämpfung jener Unsitte zu bringen und fordert sämtliche anderen Vereine auf, sein Vorgehen zu unterstützen und in den Versammlungen dahin zu wirken, daß das massenhafte Sammeln der Raupen unterbleibe.

Es ist nun allerdings schwer zu sagen, auf welche Weise hier eine wirksame Kontrolle geübt werden soll. Die Abgabe des Ehrenwortes der Vereinsmitglieder genügt noch nicht; denn die „Gewohnheitsmassenmörder" würden den Vereinen einfach nicht beitreten, und die Händler fahnden erfahrungsgemäß nach den seltenen Tieren um so eifriger, je höher sie im Preise steigen. Und wie wollte

man Kinder und halbwüchsige Burschen an der Ausübung ihrer schlimmen Tätigkeit hindern? Nicht anders, als daß man gewisse Gegenden als Tierschutzbezirke erklärt, wie dieses seitens der Regierungen bei Pflanzenschutzbezirken seit einigen Jahren geschehen ist. Behörden und Grundbesitzer müßten hier gemeinsam vorgehen und an besonders gefährdeten Punkten Hüter aufstellen. Das Bezirksamt von Berchtesgaden hat erfreulicherweise am 1. Juni vorigen Jahres eine polizeiliche Vorschrift auf drei Jahre erlassen, durch welche das Fangen des Apollo und das Sammeln der Raupen dieses Schmetterlings verboten wird. Uebertretungen des Verbots werden mit Geldstrafe bis zu 150 Mk. oder mit Haftstrafe geahndet. Nur Personen, die einen vom Bezirksamt Berchtesgaden ausgestellten Erlaubnisschein besitzen und bei sich führen, ist das Fangen und Sammeln einzelner Stücke zu wissenschaftlichen Zwecken gestattet. Es wäre nur zu wünschen, daß die Maßregel auch anderwärts eingeführt, und daß Zuwiderhandelnde rücksichtslos zur Anzeige gebracht würden. Es ist ja in hohem Grade bedauerlich, daß sogar die Polizei einschreiten muß, um die Schmetterlinge vor ihren „Liebhabern" zu schützen, aber ein wirksameres Mittel gibt es unter den heute waltenden Umständen nicht. Doch wäre es vielleicht eine Aufgabe für den neuerdings hauptsächlich auf Anregung des Professors Conwentz ins Leben gerufenen Verein zum Schutze der Naturdenkmäler, „auch an die Erhaltung des eigenartigen Lokalvorkommens mancher interessanter niederer Tiere zu denken."

Auf eine Unsitte möchte ich hier noch kurz aufmerksam machen. Mit der Einführung der modernen Zeichenmethode in den Schulen hat die Verwendung von Schmetterlingen zu Vorlagen einen ganz außerordentlichen Umfang angenommen. Wenn man anerkannt schädliche oder sehr häufige Tiere — es finden sich unter diesen genug Arten, die sich zu dem gedachten Zwecke gut eignen — als Zeichenobjekte verwendet, so läßt sich nichts dagegen sagen, aber es ist unrecht, Arten, von denen wir längst keinen Ueberfluß mehr haben, auf diese Weise noch mehr zu dezimieren. Ich habe vom Apollo und anderen begehrten Arten (z. B. dem Labkrautschwärmer, dem „schwarzen Bären" und dergl.) selbst in einfachen Landschulen ein halbes Dutzend und mehr in den bekannten Zeichenkästchen stecken sehen. Diese des Schutzes ohnehin bedürftigen Tiere verdienten wahrhaftig ein besseres Schicksal.

Was nun den Apollo in Schlesien betrifft, so können ihm Verordnungen und Schutzmaßregeln nichts mehr nützen; denn er ist aus unsern Bergzügen nun einmal verschwunden. Schlesische Stücke sind jetzt eifrig begehrte, teuer bezahlte Sammlungszierden. Erfreulich ist es einigermaßen, daß die wenigen noch vorhandenen konservierten Exemplare sich in sicherem Verwahrsam befinden, so daß sie der Nachwelt erhalten bleiben.

Wäre es nun nicht ein sehr dankbares Unternehmen, diesem herrlichen Falter in den gegen die Alpen ziemlich schmetterlingsarmen, schlesischen Gebirgen wiederum eine Heimstätte zu schaffen? Die Ausführung einer solchen Kolonisierung erscheint durchaus unschwer, da alle Bedingungen für sein Gedeihen hier vorhanden sind. Die Futterpflanze der Raupe, Sedum, wächst in unseren Bergen stellenweise in Menge. Würden dorthin zur rechten Zeit eine Anzahl Raupen gebracht, die billig aus Tirol oder der Schweiz bezogen werden könnten, so dürften sie wohl im Sommer die Schmetterlinge liefern. „Würde dann noch geeigneten Persönlichkeiten, Forstschutzbeamten und dergl., in deren Bereich sich Ansiedlungsstellen befinden, der Schutz der Tiere anvertraut, derselbe durch wenige Sommer möglichst streng ausgeübt, vielleicht auch nebenbei den Schmetterlingssammlern, namentlich der jüngeren Generation, durch die Tagespresse dringend ans Herz gelegt, sich der Jagd auf das Tier für einige Jahre ganz zu enthalten, so würde der Versuch gewiß nicht vergeblich gewesen sein, vielmehr das Unternehmen von Erfolg gekrönt werden."

So schrieb ein begeisterter Naturfreund (H. Lehmann in der „Insekten-Börse", 8. Jhrg.) schon vor zwei Jahrzehnten. Es sind nun tatsächlich schon damals einige Versuche angestellt worden, dem Apollo in Schlesien wieder „Bürgerrecht" zu verschaffen. So berichtet z. B. der Breslauer Sammler Jander in der oben genannten Zeitschrift etwa Folgendes: Anfang Juni des Jahres 1888 wurden 118 Stück schwäbische Apolloraupen im Waldenburger Gebirge ausgesetzt und zwar in dem zum Fürstensteiner Revier gehörigen Salzgrunde, wo früher der Falter häufig flog. Um die Ueberzeugung zu haben, daß die Schmetterlinge wirklich der Puppe entschlüpften, fuhr Jander mit noch einigen Beteiligten Ende Juni nach dem Ort der Aussetzung. Er fand die leeren Puppenhülsen vor; sämtliche Falter waren also ausgekommen. Man hat allerdings, da Regenwetter eintrat, kein Stück fliegen sehen, erwartete indes bestimmt, daß eine Fortpflanzung stattgefunden habe oder stattfinden werde. Leider ist diese Voraussetzung nicht eingetroffen, da beglaubigte Nachrichten über das Vorkommen des Falters in dortiger

Gegend nicht bekannt wurden. Was die Verhältnisse, die die Einbürgerung des Tieres begünstigen konnten, betrifft, so waren es die denkbar besten. Für die Raupe wächst dort Sedum an Berglehnen und steilen Felswänden, für den Falter sind Wiesen als Tummelplätze vorhanden. Die tiefste Ruhe herrscht in dieser Schlucht, da der Ort als Wildpark für das Publikum verschlossen ist und nur auf Grund besonderer Erlaubnis betreten werden darf. Ein Wegfangen der Falter war also nicht gut anzunehmen, es müssen vielmehr andere ungünstige Momente, welcher Art, wissen wir nicht, die Ausbreitung des Tieres beeinflußt haben.

Das Fehlschlagen eines weiteren Versuches war wohl schuld daran, daß diesem Projekte fernerhin lange Jahre die gebührende Beachtung versagt worden ist. Neuerdings hat der Verein für schlesische Insektenkunde zu Breslau die Angelegenheit wieder in Fluß gebracht. Durch Mitglieder der Gesellschaft ermuntert, beschäftigte ich mich schon seit einigen Jahren mit der Frage der Wiedereinführung des Apollo. Mein Wohnort, Seitenberg bei Bad Landeck, dürfte alle Bedingungen für das Fortkommen des Falters bieten, vor allem sind hier sonnige, dem Touristenverkehr etwas abseits gelegene Lehnen, auf denen Sedum wächst, in Anzahl vorhanden. Meine Versuche sind nun leider im vergangenen Frühjahre durch eigene Krankheit und andere unangenehme Vorkommnisse unterbrochen worden, so daß ich meine Absicht, eine größere Anzahl importierter Apollo-Raupen in meinem, zum Teil eigens mit Fetthenne bepflanzten Garten zu züchten, nicht ausführen konnte. Doch hoffe ich auf dieses Frühjahr. Befolgen will ich dabei die wertvollen Ratschläge des bedeutendsten Entomologen der Gegenwart, Professors Dr. M. Standfuß, der mir aus Zürich folgendes schrieb:

„Mein verehrter, werter Herr Landsmann! Das ist ja sehr verdienstvoll von Ihnen, den schönen Parn. apollo L. in meiner Heimat neuerdings wieder einbürgern zu wollen. Der schlesische Apollo war eine Prachtform, von der ich noch einige Paare, welche mein guter Vater seiner Zeit fing, in meiner Sammlung besitze. Der Wiedereinbürgerungsversuch, wenn mit Zähigkeit durchgeführt, wird auch dornenvoll sein. An den Orten, von denen Sie leicht reiches Zuchtmaterial von Parn. apollo beziehen können, lebt diese Art an Sedum album. Ob sich dergleichen Individuen ohne weiteres an Sedum telephium gewöhnen, wird ein Versuch lehren. Soll dieser Versuch Erfolg haben, so wird mehrere Jahre nacheinander sehr zahlreiches Brutmaterial ausgesetzt werden müssen. Parn. apollo paart sich relativ leicht in der Gefangenschaft, besonders in größeren Räumen. Ich ließ die Falter seiner Zeit in einer mit Glasfenstern abgeschlossenen Veranda fliegen, versorgte sie stets mit frischen Blumen und hatte dann die Freude, zahlreiche Paarungen zu beobachten. Die gepaarten weiblichen (frischen) Falter müßten Sie dann an den geeigneten Oertlichkeiten fliegen lassen. Ich glaube, daß dieser Weg noch eher zu dem gewünschten Ziele führt als das massenhafte Aussetzen von Raupen und Eiern. Attacus cynthia Dr. (ein großer exotischer Spinner), ursprünglich zur Seidenproduktion bei uns eingeführt und nachmals, weil dafür nicht recht brauchbar, massenhaft ausgesetzt, ist ja in einem halben Jahrhundert an vielen Oertlichkeiten verwildert (Paris, Lugano, Como, Locarno usw.). Mit größter Hochachtung Ihr M. Standfuß."

Auch der bereits genannte Verein für schlesische Insektenkunde ist, wie mir Rektor Nagel in Breslau schreibt, mit der Einbürgerung des Apollo einen bedeutsamen Schritt vorwärts gekommen. Von dem Gedanken ausgehend, daß an gewissen Lokalitäten erst die Futterpflanze in gehöriger Menge angebaut werden muß, ehe man Zuchtmaterial aussetzt, ist es dem Verein geglückt, einen Herrn im Waldenburger Gebirge zu gewinnen, der auf seinen Besitzungen und Pachtungen an abgelegenen Stellen 20 000 Sedum-Pflanzen angebaut hat; von seiner Mithilfe ist das Beste zu hoffen. Es wäre erfreulich, wenn andere Grundbesitzer diesem Beispiele folgen wollten. Vielleicht findet sich auch eine Anzahl von Schmetterlingsfreunden bereit, den Falter aus importierten Eiern zu züchten (die Zimmerzucht selbst ist mühelos und interessant) und dann an geeigneten Oertlichkeiten in Freiheit zu setzen. Als Zuchtmaterial kommen hauptsächlich Apollo-Rassen aus solchen Gegenden in Frage, deren Klima dem unserigen etwa entspricht, also z. B. süddeutsche oder solche aus den Karpathen, keinesfalls aber Südtiroler.

Dem vereinten Streben wird, so glaube ich, sicherlich ein Erfolg beschieden sein. Wir brauchen also keineswegs die Hoffnung aufzugeben, daß es gelingen werde, den stolzen Schmetterling, der zur Belebung und Verschönerung unserer in Sommerluft prangenden Gebirgslandschaften in so hohem Maße beiträgt, der schlesischen Fauna zurückzugewinnen.



In der alten Küche

Skizze von A. von Keller in Hellerau

Der Vordertür gegenüber lag auf dem alten, hellen Steinflur mein Zimmer. Also hatte ich eigentlich keine Veranlassung, immer den Umweg zu machen und durch den schmalen, düsteren, dämpfigen Hintereingang am Stalle vorbei ins Haus zu gehen. Und ich würde es wohl auch nicht getan haben, hätte mich nicht an dem Abende damals, als ich, vom Stapfen müde, über die dämmrig blauen Schneehänge schritt, der warme Schein heimatlich gelockt, der aus dem Küchenfenster fiel. Er warf einen so zärtlich goldenen Glanz in den stillen, versunkenen Winterabend hinaus, daß ich nicht, wie gewöhnlich, auf das verschneite Vordergärtchen zuging, sondern an den Birken und dem schwarzen Brunnentrog vorbei durch die Hintertür ins Haus trat.

Damals tat ich den ersten, frohen Blick in die Küche. Manchesmal habe ich seitdem die schwere Tür aufgeklinkt, die immer vom Hauche des gegenüberliegenden Stalles feucht und warm ist, und habe plaudernd dort auf der Schwelle gestanden, — oder ich habe gar am Tisch zwischen den Fenstern gesessen, heimisch in dem milden Glanz, den dort nicht nur die Lampe spendet. Denn es geht ein heimliches, trauliches Strahlen von der guten, alten Frau aus, die dort hantiert, und die jeden willkommen heißt, der zu ihr kommt. Jeden? Nein doch, nicht jeden! Die Bettler-Hanne, die mag sie nicht. Sie hetzt Flick nicht auf sie. Das würde ja auch nichts helfen; denn Flick hat längst keine Zähne mehr, und die Hanne ist es gewohnt, angebellt zu werden. Auch ist das nicht die Art dieser alten Frau, die alle im Dorfe Großmutter nennen. Sie stellt sich dann nur breit in die Küchentür und schüttelt hurtig der Hanne das in die Schürze, was sie haben soll; dann sagt sie ihr aber so nachdrücklich ihr freundliches „Lebewohl“, daß die schlumpige, schlottrige Klatscherin, eilig an Flick vorbeirennend, das Haus verläßt. Und die Großmutter rückt dann die Reisigmatte zurecht und sieht ihr mit einem Blick nach, wie sie ihn wohl oft als Mädchen, als junges Weib gehabt haben mag: jugendlich, herb und belustigt ist einen Augenblick das sonst nachdenkliche, runzlige, alte Gesicht.

Sonst bleibt Mutter Friede sitzen, wenn man hereinkommt. Die Ofenbank ist niedrig, und die alte Frau ist steif. Ihre Hände sind auch meist beschäftigt mit irgend etwas, das auf ihren Knien steht: bald ist es ein Topf mit Kartoffeln, die geschält, bald mit Erbsen, die gelesen werden sollen. Oder es liegt gar auf dem breiten, gemütlichen Frauenschoß ein kleines Zicklein, dem sie das Fläschchen gibt. Jede Runzel ihrer Mundwinkel verrät dann, daß sie sich freut, wenn das feuchte Schnäuzchen am Lutscher nicht genug der kuhwarmen Milch bekommen kann und so gierig und zutraulich schluckt, als wäre es bei der Mutter. „Woas is doas nu gruß oanders als a winziges Menschel“, sagt dann die Alte, „och du mei Jemersch, su a kleenes Viech, su a Kalbel ock Zickel, woas is doas nu a gruß andersch, asu warm und hilflos?“ Und wirklich, ich wüßte nicht, daß die Großmutter, die neben ihren eigenen, starken Jungen so viele Kühe und Katzen, Hunde, Ziegen und Hühner in der alten Heimstätte aufgezogen hat, fürsorglicher das teure Leben ihres jüngsten, blonden Enkels warten könnte, als etwa das eines schwachen Kälbchens im Stall. Denn ihr ist alles Leben ein Köstliches, und seine Pflege ist ihre Religion. „Doas su jedes Ding seine Liebe bekimmt und seine Sorgfoalt“, das ist ihr Evangelium. Das ficht ihr auch keine Predigt an, die sie Sonntags hört. In der braunen, alten Dorfkirche fühlt ihr Herz nie Widerspruch. Es sei denn, daß einmal ein junger Pfarrherr, der gelegentlich den alten vertritt, „su allens und allens wissen will“. „Nee ock“, lacht sie dann, „ei die Erde hoat er nee neingeschaut, wu allens aus dem Dunkla rauswachst und der Sterngicker fürs Himmelreich is au noch nee erfunden.“ Nein, für „Spintisieren“ ist die Großmutter nicht. Ihr ist es genug, daß in Blume, Tier und Mensch das Wunderreiche, das wir Leben nennen, keimt und blüht und wächst, und daß der warme Strom ihrer Teilnahme es umschließen darf.

Das fühlt man in der alten Küche. Sie ist dunkel und abgenützt und warm und urbehaglich mit dem mächtigen, grünen Herd, auf dem immer etwas fürs Vieh brodelt. Bunte Bauernschüsseln gucken freundlich aus alten Borden herab. Der schwarze Flick schnarcht gemütlich in seinem Korbe unterm Stuhl. Um den niedrigen, braunen Fensterrahmen schmiegt sich ein dichter Mooskranz und wehrt dem Winde, hereinzudringen zum Alten, der dort in der Fensterecke sein Pfeifchen raucht, umgeben von Mutters Sorgfalt, von ihren Späßen und warmen Blicken. Wenn es draußen auch so sehr stürmt, daß die Linde

ächzt und die Pappel sich biegt, im Stübel knistert höchstens einmal eine Papierrose, die das grünbräunliche Moos bunt schmückt.

Durch die saubere Scheibe sieht man den Glanz, die Macht und Bläue der Berge und sieht verstreute, altersdunkle Hütten, die sich scheu der Talerde anschmiegen, braune Ackerschollen, ein paar schlanke Birken und ein Stückchen der Landstraße. Da zieht allerlei vorbei, — talauf, talab —. Einmal ist es ein brauner, böhmischer Trödler, der dort, die blauen Auslagekästen auf Rücken und Brust gebunden, vorüberhumpelt, ein andermal die Herrschaftskarosse, aus der ein Ausruf, ein Gruß, ein Lachen herüberweht zu der alten Frau. Gestern war es ein Brautzug, der vorüberzog, langsam, sodaß man gut die Braut anstaunen, die bunten Seidenbänder, die die Schimmel schmückten, bewundern, ja, sogar flüchtig und zufrieden sich und den Alten daran erinnern konnte, „doas mer och eemal jung warn“. Heute ist es ein enger Handschlitten, auf dem durch den frischgefallenen Schnee Gebauers kleines Mädchen einen winzigen, weißen Sarg nach Hause fährt, wo ein kleines, weißes Brüderchen darin zur Ruh gebettet werden soll. „Doas tut mer a so sehr leid“, sagt die Großmutter von einem wie vom andern, und drückt ihr Mitleiden wie Mitfreuen damit aus und jenes Grundgefühl ihrer Menschlichkeit, daß alles Leben und unser aller Schicksal so nah verwandt ist.

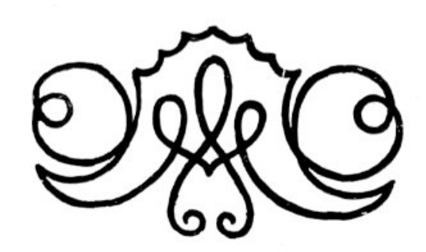
Wer übrigens glauben möchte, daß Mutter Friede deswegen keine Unterschiede zwischen Mensch und Mensch empfindet, der würde sich sehr irren. „Su a miserablichter Demokrate, der allens manscht“, ist sie nicht. Jedem das Seine! Einen Klaps für das Zickel, das bocken will, und ein Kringel für das brave Hänschen. Ein scharfes Wort für den trägen Tagelöhner und ein Schnäpschen für den braven. Einen Knicks für die Gräfin, und Würste vom Frischgeschlachteten als Gabe für das Armenhaus. Jedem das Seine! Großvaters „Tüchel“ auf jenen Nagel und das ihre auf diesen; Großvaters „Bürstel“ in diesen Schub und das ihrige in jenen, und dem Großvater die Tasse mit dem goldnen und himmelblauen „Gott behüt“, und für sie das mit dem breiten, schwarzen „Wohl bekomm's.“ Jedem das Seine! Ganz schlicht, wie es sich gehört, und rechtlich und ordentlich!

Und daß sie nie hochmütig wird, die Großmutter, auch nicht gegen das lumpigste Pack, und nie unterwürfig, wer auch in ihrer Küche bei ihr sitzen mag, — das tut die Liebe, die sonnig und milde aus den alten Augen strahlt. Und das tut eine Weisheit, die sich die Großmutter nicht immer leicht erkauft hat während eines langen Lebens; erst mit den Reichen, denen sie als Magd gedient, dann mit dem Manne, der sie freite, mit den Söhnen, die sie ihm gebar, mit dem Vieh in Stall und Hof, mit den Blumen im Garten und der Saat auf dem Felde — und mit den Dörflern, unter denen sie nun an siebzig Jahre lebt.

Man hört der Alten gern zu, wenn sie erzählt. Abends am liebsten, wenn der Großvater schlafen gegangen ist, und hier und da nur ein Klirren und Rascheln vom Stalle her verrät, daß das Häuschen viel warmes, schlafendes Leben birgt. Sie hantiert, zieht die Knarruhr auf, rückt das und jenes und legt Späne zurecht zum Feueranzünden für die nächste Frühe. Und dann zieht durch die stille Küche manche Gestalt, die im Dorf und Schloß gespielt und getanzt, gelacht und geweint hat, „bis a su das Sargel sich schloß.“

Und sie erzählt immer wie einer, der es selbst erlebte am eignen Fleisch und Blut, nie wie ein Richter. Daß das Leben bald weh-, bald glückvoll ist, bald unschuldig, bald belastet, dünkt ihr gar natürlich. Schlichtweg erzählt sie vom Bösen und vom Guten. Das einzige Urteil, das sie fällt, ist etwa mit den Worten abzutun: „Su woas braucht unsereens nee verstehn!“

Mir aber prägen sich diese Worte als seltsam streng und feierlich ein. Wie Richterspruch klingen sie mir. Und ich denke zuweilen, kein Urteil könnte meinem Gewissen so herbe sein, als wenn die alte Frau in dem quellenumrauschten Häuschen einmal von meinem Tun sagen müßte: „A su woas braucht unsereens nee verstehn!“



Der Hohenfriedeberger Marsch

Von Dr. Ferdinand Friedensburg in Breslau

„Von helden lobebaeren und grozer kuonheit" weiß die eigene Geschichte der Schlesier nicht allzuviel zu melden. Die Glanzpunkte unserer Vergangenheit sind fast ausschließlich die Zeiten, wo unser Land der Schauplatz und der Kampfpreis großer Weltkriege war, also vor allem die Kämpfe Friedrichs des Großen um und in Schlesien. Wenn die Verehrung, die dieser einzige Mann noch immer bei uns genießt, erst jüngst wieder in dem Beuthener Denkmal einen Ausdruck gefunden hat, so darf vielleicht auch eine bescheidnere Erinnerung auf Anteilnahme rechnen, zumal sie mit anderen Bestrebungen unserer Zeit glücklich zusammenläuft.

Eben so alt wie verbreitet ist die Sitte, einer Tonfolge, einer Melodie irgend ein paar Worte unterzulegen, die das Auswendiglernen oder die Wiedergabe durch den Gesang erleichtern. Von der „Holzauktion im Grunewald" bis zur schweren Stelle im Tristan: „Da — a — a kommt August", von den Glocken, die je nach der Güte des am Orte wachsenden Weines entweder „Eppelpeppel" oder „Magnum bonum" läuten, bis zum Signal: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, die ganze Woch' Kartoffelsupp" sind der Beispiele unzählige, jedem von uns geläufig. Von besonderem kulturgeschichtlichen Interesse ist die Verfolgung dieses Gebrauches bei den Kriegsleuten. Schon in den ἐμβατήρια μέλη des Tyrtäus klingt der Rythmus des Sturmschritts, aus dem 16. Jahrhundert ist der Text überliefert, den die Landsknechte auf den uralten Trommelrythmus des deutschen Fußvolks — fünf kurz aufeinanderfolgende, auf je drei Schritte berechnete Schläge — sangen:

Hüt' dich, Bauer, ich komm,
Mach dich bald davon! —
Hauptmann, gib uns Geld,
Während wir im Feld! —
Mädel, komm heran,
Füg' dich zu der Kann'!

Auf die Weise des 1706 komponierten Dessauer Marsches geht nicht nur das bekanntere Trinklied: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage", sondern auch das wohl ältere und echtere Soldatensprüchlein, das ich mich in meiner Kinderzeit noch gehört zu haben entsinne: „Frisch drauf und dran, frisch drauf und dran, wir wollen den Feind kuranzen, daß er an den Dessauer denken soll!" Damals lebte auch von dem etwas jüngeren „Marlbruck", dem Liede auf den Tod des Herzogs von Marlborough (1722), das nach Goethes bekannten Distichen den reisenden Briten durch die ganze Welt verfolgte, noch der Kehrreim — wenn man es so nennen will —, das wohl ebenfalls den Trommelschlag nachahmende: „mirontonton mirontaine". Aus der Zeit Friedrichs des Großen sind den Literaturfreunden zunächst jene wunderlichen, meist allzu hochtrabenden Gedichte bekannt, die Gleim unter dem Namen und Charakter eines preußischen Grenadiers veröffentlichte und die trotz Goethes Anerkennung bald verklangen. Länger erhielten sich einzelne von den zahlreichen echten Volks- und Soldatenliedern dieser an sprossendem Leben so reichen Zeit; noch manchem unter uns wird „Als die Preußen marschierten vor Prag" durch die mündliche Ueberlieferung bekannt sein. Wirklich lebendig geblieben ist aber wohl nur die noch heut als Marsch gespielte und gesungene Dichtung:

Fridericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr;
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

Lied und Weise passen ganz vortrefflich zusammen, der Text ist vollkommen stiltreu — und doch ist das Ganze nicht gleichzeitig, sondern mehr denn ein halbes Jahrhundert nach den besungenen Ereignissen gedichtet, und zwar von unserem schlesischen Landsmann, dem unter dem Namen Willibald Alexis berühmt gewordenen Romanschriftsteller Wilhelm Häring.

Ein Gegenstück dazu ist mir neuerlich zugegangen, das über den Kreis, für den es ursprünglich bestimmt wurde, nicht hinausgedrungen zu sein scheint. Es verdient aber, wie ich glaube, allgemein bekannt zu werden, namentlich weil wir infolge der Anregung durch unseren kaiserlichen Herrn die alten Lieder und Märsche unseres Volkes als ein vorzügliches Mittel zur Hebung unseres Volksbewußtseins wieder hervorzusuchen beginnen. Jeder Schlesier weiß von der Schlacht von Hohenfriedeberg am 4. Juni 1745, von der glänzenden Waffentat des Regiments Bayreuth-Dragoner, das unter Führung seines Obersten von Schwerin und des Majors von Chasot sieben österreichische Infanterieregimenter über den Haufen ritt, 2500 Gefangene machte, 67 Fahnen und mehrere Geschütze eroberte. König Friedrich hat nach glaub-

würdiger Ueberlieferung zu der tapferen Schar gesagt: „Eine solche Tat wie die Eurige findet man nicht in allen römischen Geschichten“ und hat sie mit Ehren und Auszeichnungen aller Art nach Verdienst belohnt. Er selbst soll auch den Marsch komponiert haben, der noch heut als „Hohenfriedeberger“ in der preußischen Armee gespielt wird und sich überall seiner feurigen Weise halber großer Beliebtheit erfreut. Zu dieser Weise lernte ich nun zufällig den folgenden Text kennen:

Auf, Ansbach-Dragoner, auf, Ansbach-Bayreuth,
Schnall um deinen Säbel und rüste dich zum Streit!
Prinz Karl ist erschienen auf Friedbergs Höh'n,
Sich das preußische Heer mal anzuseh'n.
Drum, Kinder, seid lustig und allesamt bereit,
Auf, Ansbach-Dragoner, auf, Ansbach-Bayreuth!

Haben Sie keine Angst, Herr Oberst von Schwerin,
Ein preußischer Dragoner tut niemals nicht flieh'n,
Und stünden sie auch noch so dicht auf Friedbergs Höh',
Wir reiten sie zusammen wie Frühlingsschnee.
Ob Säbel, Kanon', ob Kleingewehr uns dräut:
Auf, Ansbach-Dragoner, auf, Ansbach-Bayreuth!

Halt, Ansbach-Dragoner, halt, Ansbach-Bayreuth!
Wisch ab deinen Säbel, laß ab vom Streit,
Denn ringsumher auf Friedbergs Höh'n
Ist weit und breit kein Feind mehr zu seh'n.
Und ruft unser König, zur Stelle sind wir heut —
Auf, Ansbach-Dragoner, auf, Ansbach-Bayreuth!

Dieser Text wurde mir als alt, d. h. dem besungenen Ereignis gleichzeitig mitgeteilt, doch hatte ich alsbald Bedenken, schon weil das Regiment 1745 noch Bayreuth-Dragoner hieß und es ein Ansbach-Bayreuth überhaupt erst seit 1769 gibt. Daher wandte ich mich an den Herrn Oberst von Sydow, den gegenwärtigen Kommandeur des stolzen Regiments, das jetzt unter dem Namen „Kürassier - Regiment Königin (Pommersches) Nr. 2“ in Pasewalk steht. Auf Grund der gütigen Mitteilungen dieses Herrn mußte ich nun in der Tat feststellen, daß mein Text die — offenbar durch die mündliche Ueberlieferung — verkürzte und geänderte Fassung eines Liedes ist, das ein Herr A. H. Freiberg in Pasewalk zur Jahrhundertfeier der Schlacht von Hohenfriedeberg gedichtet und dem Regiment gewidmet hat. Dieses Lied, das im Regiment noch viel gesungen wird, lautet nach der Regimentsgeschichte wie folgt:

Auf, Ansbach-Dragoner, auf, Ansbach-Bayreuth!
Schnall um deinen Degen und rüste dich zum Streit!
Prinz Karl ist erschienen auf Striegaus Höh'n
Und will heut die preußische Armee noch seh'n.
Schon tönt von den Bergen der Morgengruß,
Für den sich ein Preuße bedanken muß.
Drum, Kinder, seid mutig, seid schnell und bereit,
Wenns vorwärts heißt Dragoner Bayreuth.

Habt keine Bange, Herr Oberst von Schwerin,
Ein Bayreuth-Dragoner wird niemals entflieh'n.
Sobald es nur heißt: Zur Attacke, hurrah!
So sind wir geschlossen und mutig auch da.
Und stünde auch vor uns das dichteste Karree,
Es weicht vor unsren Hieben wie Frühlingsschnee,
Der vor der Sonne nicht kann bestehn,
Wenn hell und glänzend sie sich läßt sehn.

Auf, Ansbach-Dragoner, auf, Ansbach Bayreuth!
Es donnern die Höhen schon weit und breit,
Geworfen wird unsere Infanterie,
Sie mag retirieren, wir weichen nie!
Dort vor uns ist ein weiter, offener Plan,
Und sechs Regimenter, die rücken heran.
Es tönen die Fanfaren, „gebt kein Quartier“,
Die sechs Regimenter, die nehmen wir.

Was donnert dort über das Blachfeld daher
Wie brausender Sturm auf dem weiten Meer?
Das schwanket und wirbelt und blinkt und weht,
Und Tod und Verderben wird ausgesät.
Es donnert und knattert Karree um Karree,
Das hauen sie zusammen wie Frühlingsschnee.
Bald ruft es Viktoria weit über den Plan,
Es seufzet, es stöhnet auf der blutigen Bahn.

Appell wird geblasen: Halt, Ansbach-Bayreuth!
Wisch ab deinen Degen, laß ab vom Streit!
Auf Hohenfriedbergs sonnigen Höhn
Ist weit und breit kein Feind mehr zu sehn.
Jetzt tönt von den Bergen ein anderer Gruß,
Das ist der Preußen Viktoriaschuß,
Und alle Fahnen, die ringsum wehn,
Das sind die Bayreuther Siegestrophä'n.

Die Vergleichung beider Fassungen ist unter dem Gesichtspunkt der viel erörterten Frage, wie Volkslieder entstehen, höchst lehrreich. Die Freibergsche Dichtung ist dem Volke offenbar zu lang, zu umständlich gewesen und deshalb abgekürzt worden, auch hat man nicht nur einen Kehrreim geschaffen, sondern auch im Innern jeder Strophe an einer durch die Begleitung hervorgehobenen Stelle eine wiederkehrende, den Gegenstand des Liedes kurz hervorhebende Wendung eingefügt, beides althergebrachte und beliebte Kunstmittel des Volksgesanges, dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen und die Teilnahme der Zuhörer zu fördern. Mir will scheinen, daß die abgekürzte Fassung die ursprüngliche nicht nur an Volkstümlichkeit und geschichtlicher Stiltreue übertrifft, sondern auch dichterisch höher steht und kräftiger klingt. Jedenfalls dürfte dieses Seitenstück zum „Fridericus Rex“ die wärmste Aufnahme verdienen und sich in der einen wie in der anderen Fassung insbesondere für unsere Jugend zum Gesange auf Märschen eignen. Nach dem Dichterwort ist es die schönste Aufgabe der Poesie, von Helden erzählend zu Helden zu erziehen, und eines der wirksamsten Erziehungsmittel ist der Gesang. Helden aber, Helden wie die Reiter von Ansbach-Bayreuth, hat unser König, hat unser Volk noch immer nötig, vielleicht nötiger als je!



St. Ceslaus beim Mongolensturm auf Breslau
Nach einer Zeichnung von Richard Schoeder in Breslau

St. Ceslaus

Er stand auf dem Walle von Quadergestein,
Tief vor ihm ein Hang, ein bemooster.
Sein Blick flog voll Trauer ins Land hinein
Und hing an dem ferne verglimmenden Schein . . .
Dort sengte der Feind ihm sein Kloster.

Und rings um ihn knieten sie, schreckendurchgraut,
In braunen und lichtblonden Haaren.
Und drüben kroch's näher mit gellendem Laut
In Panzer und Wolfsfell und Pardelhaut:
Der Heerzug der wilden Tataren.

Das Antlitz wachsgelb und nachtschwarz das Haar,
Die Wange zernarbt und hager,
So schob es sich uferwärts, Schar um Schar,
Auf Stepphengst und Maultier und Dromedar,
Und noch füllten tausend das Lager.

„Sie kommen! Erbarme dich, Gottesmann!
Es gilt deine eigene Sache!
Sie steckten dir Zelle und Kloster an!
Und ob auch dein Herz nie Vergeltung sann:
Heut ruf uns des Himmels Rache!“

„Der Herr ist der Meister! Er selbst hob die Hand
Und schwang den ehernen Meißel.
Er weiß, welchen Makel sein Auge fand!
Und sengte der Heide mir Kloster und Land,
So ließ es der Herr mir zur Geißel!“

Und näher kriecht drüben der Heereswurm . . .
Schwarz säumt er die gürtende Oder. . .
Ein Dröhnen von Rammwerk und Schleuderturm
Und nun ein Geheul, und im Reitersturm
Bricht's vorwärts durch Röhricht und Moder.

„Barmherziger Gott! Sie durchschwimmen die Flut!
Sie wimmeln an Wällen und Toren!
Die Unseren wanken in zagem Mut,
Und wenn nicht der Himmel ein Wunder tut,
Mann Gottes, so sind wir verloren!“

„Du Allerbarmer! Du hörst ihren Schrei
Und siehst rings die furchtbaren Feinde!
Wie stark und stolz auch der Heide sei:
Ich weiß es, du stehst deinen Kindern bei
Und hilfst deiner treuen Gemeinde!

Du lauschtest einst Abrahams brünstigem Flehn
Für Sodoms sündige Kinder;
Du wirst auch dem meinen nicht widerstehn,
Und wären der Frommen der Stadt nur zehn,
Und wären ihrer noch minder!“

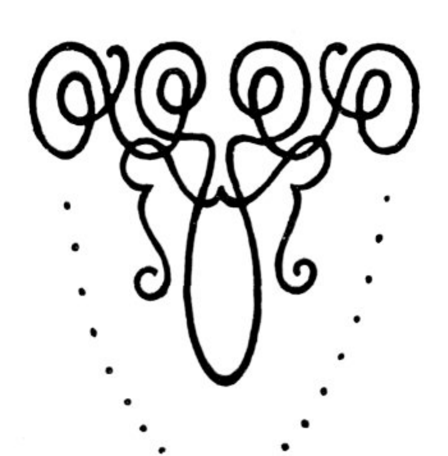
Und noch fleht seine Lippe, da regt es sich fern
Hoch oben in schimmernder Wolke,
Und alles erschauert . . . „Die Flamme des Herrn!“
Und es zuckt herab wie ein stürzender Stern
Und schwebt ob dem betenden Volke.

Es flackert und wirbelt in blutrotem Glanz
Und zuckt in der Heiden Gezelte.
Bald hier und bald dort sprüht sein Funkenkranz
In sinneverwirrendem Irrlichtstanz,
Als ob es den Weltenbrand gelte.

Und alles im Lager hastet und irrt
Und flüchtet sich, Herde wie Hirte.
Und das Schwert wird rot, und die Sehne schwirrt:
Der Schrecken des Herrn hat die Herzen verwirrt,
Wie er Gedeons Feinde verwirrte.

Und die Stürmer stocken in Schlamm und Schlucht;
Auch sie hält das Grausen gekettet.
Sie werfen sich rückwärts in wilder Flucht,
Wie die Brandung sich bricht an dem Frieden der Bucht,
Und die zitternde Stadt ist gerettet.

Alexander Kirchner





Kinderbildnis
Nach einem Gemälde von Georg Schuster-Woldan